

## **Unterwegs mit Filmregisseur Robert Dornhelm zu den dunklen Seiten des Fin de Siècle**



# GWRBSCHN

AMTSWEG VERKÜRZEN, GEWERBESCHEIN ONLINE BEANTRAGEN.



SCHNELLER.  
BEQUEMER.  
ONLINE.

## DAS VIRTUELLE AMT DER STADT WIEN!

Von der Gewerbebeanmeldung bis zur Schanigartengenehmigung: Die Services der Stadt Wien können alle Wiener Unternehmen auch online nutzen! Auf [www.amtshelfer.wien.at/wirtschaft](http://www.amtshelfer.wien.at/wirtschaft) werden Ihnen Amtswegen erklärt und erleichtert. Zusätzlich bleibt Ihnen in vielen Fällen die Anfahrt erspart. Sollte Ihre Anwesenheit dennoch einmal notwendig sein, können Sie die aktuellen Wartezeiten der Bezirksämter online einsehen und direkt einen Termin vereinbaren.



Stadt  Wien



VON DANIELLE SPERA  
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN  
CHEFREDAKTEURIN

## Erinnerungen an Wunder

In diesen Tagen feiern wir das Lichterfest Chanukka. Wir erinnern dabei gleich an zwei Wunder – den Sieg der Makabäer über das mächtige griechisch-syrische Heer und an das Wunder, dass eine winzig kleine Menge Öl ausreichte, um den zurückgewonnenen Tempel von Jerusalem acht Tage lang mit einem Leuchter zu erhellen. Diese beiden Wunder zeigen uns gerade jetzt, dass es wichtig ist, positiv in die Zukunft zu schauen, auch wenn tragische Ereignisse uns bedrücken. In Pittsburgh im US-Bundesstaat Pennsylvania hat ein antisemitischer Attentäter Ende Oktober während des Schabbat-Gottesdienstes in einer Synagoge das Feuer auf die Gläubigen eröffnet, mit dem Ausruf, alle Juden sollten sterben. Elf Menschen wurden getötet. Sie wurden Opfer aus einem einzigen Grund: weil sie Juden waren. Etwas, wovon wir hofften, dass es nicht mehr passieren würde. Besonders im Zusammenhang mit diesen Ereignissen verströmt das Interview mit dem aus Wien stammenden angesehenen New Yorker Rabbiner Arthur Schneier Optimismus. Schneier spricht – auch nach dem Anschlag von Pittsburgh – von der Gegenwart als goldene Zeit für Jüdinnen und Juden in den USA.

Sich nicht als Opfer zu fühlen, sondern immer aufzustehen und sich gegen Antisemitismus mit aller Kraft zur Wehr zu setzen, war auch das Lebensmotto eines lieben Freundes, Professor Rudolf Gelbard, der nach langer Krankheit im Alter von 88 Jahren gestorben ist. 1930 in Wien geboren, wurde er als zwölfjähriger jüdischer Bursch mit seinen Eltern nach Theresienstadt deportiert. Seine Erfahrungen in diesem Konzentrationslager prägten ihn für sein gesamtes Leben, in dem er sich engagiert für die Demokratie und gegen den Faschismus einsetzte. Rudi Gelbard wurde zu einem besonderen Freund, der mich immer wieder mit seinem umfangreichen Wissen und seiner akribischen Verpflichtung zu einer akkuraten Erinnerung an die Geschichte begeisterte. Der langjährige Journalist sah es als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, Jugendlichen die jüngste österreichische Vergangenheit zu vermitteln. In den vergangenen Jahren trat er unter großer Anteilnahme des Publikums in dem Stück *Die letzten Zeugen* auf.

Rudi Gelbard war für mich ein wichtiger Gesprächspartner. Unsere Unterhaltungen fanden auch immer wieder eine tiefergehende Weiterführung, wenn er mir im Anschluss an unsere Treffen jedes Mal unzählige Artikelausschnitte postalisch übersandte, die seine Aussagen noch unterstrichen. Es gab kein politisches Thema, über das Rudi nicht im Detail und mit einer profunden Kenntnis Auskunft geben konnte – das alles auch noch gespickt mit seinem ganz besonderen Sinn für Humor und Wiener Schmä, den er wie wenige andere beherrschte. Auch in diesem – seinem – Sinn, sollen wir mit einem positiven Blick und ohne Furcht in das neue Kalenderjahr gehen und uns auf alle kommenden Aufgaben freuen.

## Mut zu Lücken

**NU**-Autorinnen und -Autoren schreiben also in dieser Ausgabe über jüdischen Alltag in Film und Serien. Aber das erfordert Mut zu Lücken, denn es ist, ja, pure Hybris, dieses Thema mit einem einzigen Schwerpunkt erschöpfend abhandeln zu wollen. In Wahrheit ließen sich mit diesem Stoff die Hefte von mehr als nur einem Jahr problemlos füllen – wie etliche Artikel, Rezensionen, Essays beweisen, die in den kommenden **NU**s erscheinen werden.

Die Gleichung „Gute Unterhaltung ist gleich jüdisch“ ist nicht falsch, schrieb die NZZ einmal. Hollywoods Aufstieg zu der Welt größter Traumfabrik ist in der Tat – auch – die Erfolgsgeschichte jüdischer Einwanderer aus Europa. Die aus armen jüdischen Familien stammenden Moguln wie Samuel Goldwyn, Marcus Loew und Louis Mayer (Metro-Goldwyn-Mayer) gründeten nach 1910 ihre Studios. Carl Laemmle, Sohn eines jüdischen Viehzüchters, der 1884 von Deutschland in die USA auswanderte und sich zunächst als Laufbursche verdingte, gründete 1912 die Universal Film Manufacturing Company, begann 1913 mit dem Bau der Universal City und produzierte bis zu seinem Tod 1939 mehr als 9000 Filme.

Noch um die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde die jüdische Lebenswelt in Filmen nur selten dezidiert abgebildet: Gregory Peck spielte 1947 in *Gentleman's Agreement* einen Journalisten, der sich als Jude ausgibt, um über Antisemitismus zu recherchieren. Und 1983 spielte Barbra Streisand die junge Jüdin namens *Yentl*, die sich als Mann ausgab, um an der Talmud-Schule studieren zu können. Woody Allen war diesbezüglich im wahrsten Wortsinn bahnbrechend.

Von all dem erzählen in dieser **NU**-Ausgabe unter anderem die prominente Filmjournalistin Gabriele Flossmann, der international renommierte Filmhistoriker Frank Stern sowie *Standard*-Journalistin Doris Priesching, die vermutlich kenntnisreichste Reiseführerin durch die internationale Serienwelt. Denn längst ist, wie ihr Abriss zeigt, jüdischer Alltag nicht nur im Kino, sondern auch im Fernsehen, bei Streaming-Diensten wie Netflix oder Amazon tatsächlich Alltag. Wie schwer sich deutsches und österreichisches Unterhaltungsfernsehen hingegen noch nach dem Krieg damit tat, berichtet die deutsche Filmemacherin Regina Schilling. Ihre grandiose Dokumentation zum Thema steht hoffentlich bald auch auf dem Programm des ORF.

David Suissa, Chefredaktor des *Jewish Journal of Greater Los Angeles*, erklärte einmal, warum Juden so begnadete Filmkünstler sind: „Das Geschichtenerzählen ist ein wichtiger Teil unserer Identität. An den Feiertagen erzählen wir uns Geschichten. Juden verstehen, dass man mit Geschichten Menschen zusammenbringen und inspirieren kann. .... Gute Bildung und ein Flair fürs Populäre sind das Geheimnis jüdischer Erzähler.“

Einer der besten, inspirierendsten, Menschen verbindenden Erzähler dieses Landes ist gewiss Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg, seine „Chassidischen Weisheiten“ beweisen es in jeder **NU**-Ausgabe aufs Neue.

Ich wünsche Ihnen allen ein gesundes, erfolgreiches, glückliches und friedliches Jahr 2019. Und lassen Sie uns doch wissen, welche Filme Sie besonders beeindruckt, geprägt, heiter oder nachdenklich gestimmt haben!

**BRAINTRUST**  
**Live-Video**

**livewebtv.at**  
office@braintrust.at | 01/ 404 16 - 0

# איך אומרים ?...?

**Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA**

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter  
Dolmetscher für Hebräisch

**יוליוס דם**

מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN - DOLMETSCHUNGEN  
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.  
DEUTSCH - HEBRÄISCH / HEBRÄISCH - DEUTSCH

תרגומים

תעודות, חוזים, אימותים, וכו'  
גרמנית - עברית / עברית - גרמנית

Mobil: +43 699 11788119 טל':  
E-Mail: julius@dem.co.at דוא"ל:  
www.dem.co.at

# קבלה Kabbalah

**Jüdisches  
Museum  
Wien  
Dorotheergasse**

mehr wien zum leben.  
**wienholding**

© gettyimages/Steve Schapiro

31. Oktober 2018  
bis 3. März 2019

Dorotheergasse 11, Wien 1  
So - Fr 10 - 18 Uhr · www.jmw.at

**WIEN KULTUR** = Bundeskanzleramt

**Schwerpunkt:  
Jüdischer Alltag in Film und Serien**

Die Sprengkraft des jüdischen Humors - Spurensuche von **Gabriele Flossmann** .....6

Über die Konzepte von Gott, Familie und Zusammensein: **Ronald Pohl** über Woody Allens Komödie „Schmalspurganoven“ ..... 9

Peter Medak im Interview über Peter Sellers Von **Gabriele Flossmann**.....10

Total irrational, bescheuert und absurd **Thomas Trenkler** über Woody Allens Beziehungskomödien..... 12

Ma nischma? **Ronni Sinai** über Jay Roachs „Meet the Fockers“ („Meine Braut, ihre Schwiegereltern und ich“)..... 13

Wie die Juden Hollywood erfanden **Simon Spiegel** über die Gründerjahre der Traumfabrik ..... 14

Die Welt des orthodoxen Judentums **Martin Engelberg** über Jeremy Kagans „The Chosen“ („Die Erwählten“)..... 17

Von Adolf Wohlbrück zu Anton Walbrook **Gregor Auenhammer** über die Maskeraden eines ungewöhnlichen Stars..... 18

Theda Bara: Der erste Vamp der Filmgeschichte, porträtiert von **René Wachtel** ..... 20

Film ist Sex – jüdischer Film ist besserer Sex Ein Essay von **Frank Stern**..... 21

Zwischen Shtetlkultur und amerikanischem Traum **Andrea Schurian** über Barry Levinsons „Avalon“ ..... 24

Die Geschichte der Staatsgründung Israels **Danielle Spera** über Otto Premingers „Exodus“ ..... 25

Filmwunderland Israel ein kurzer Abriss von **Andrea Schurian** .....26

Sorgerechtsstreit auf Jiddisch **Katrin Nussmayr** über Joshua Z. Weinsteins „Menashe“ .....28

Für die nächsten Generationen **Ida Salamon** über Peter Stastnys Dokumentation „Redemption Blues“...29

Tanz mit dem Maschinengewehr **Michael Reinprecht** über Samuel Maoz' „Foxtrot“ Der Regisseur **Samuel Maoz** im Originalton .....30

„Kulenkampffs Schuhe“ **Regina Schilling** über das Unterhaltungsfernsehen der Nachkriegszeit ..... 32

Shabbat, Shalom, Bitch! **Doris Priesching** über neue amerikanische Serien ..... 35

Sommerfrische 1980: erfrischend geschmacklos **Andrea Schurian** über die Amazon-Serie „Red Oaks“ ..... 38

„Back to Fatherland“ **Andrea Schurian** über Kat Rohrsers und Gil Levanons Spurensuche ..... 39

„Waldheims Walzer“ ist Vergangenheit – oder auch nicht **Eric Frey** über Ruth Beckermanns Zeitdokument ..... 41

**Unterwegs mit**  
Filmregisseur Robert Dornhelm von **Gabriele Flossmann** ..... 43

**Erratum**  
In der letzten Ausgabe von NU, im Artikel „Leuchtende Davidsterne“, wurde bedauerlicherweise der Name von Maria Graff falsch geschrieben. Wir bitten um Entschuldigung.

**Kultur**  
Sigmund Freud und seine Schüler als Vorbild für Dornhelms Liebermann-Krimis – ein Überblick von **Gabriele Flossmann** .....46

OT: Lichtzeichen wider das Vergessen Sternstelen des Künstlers **Lukas Kaufmann** erinnern an zerstörte Wiener Synagogen .....48

Botschafter wider Willen **Marie-Theres Arnbom** über die 1938 vertriebenen Künstler der Volksoper..50

„Wir leben im Zeitalter der Schamlosigkeit“ **Georg Leyrer** und **Thomas Trenkler** im Gespräch mit dem israelischen Autor David Grossmann ..... 52

Ausstellung im Jüdischen Museum Wien: „Kabbalah“ **Domagoj Akrap** über das Verhältnis zwischen Gott und der Welt ..... 54

Etwas Unpraktisches kann nicht schön sein **Andrea Schurian** über die neuen Bücher der **NU**-Autoren Doris Priesching und Gregor Auenhammer 57

**Nahost**  
70 Jahre Israel **Johannes Gerloff** über Herausforderungen und Gefahren ... 58

Die israelische Flagge am Mond Von **René Wachtel** .....59

**Aktuell**  
US-Politik analysieren, als ob sie nicht von Trump wäre Kommentar von **Martin Engelberg** 60

**Jüdisches Leben**  
„Wir müssen optimistisch bleiben“ Rabbiner Arthur Schneier im Interview mit **Danielle Spera** ..... 61

**Chassidische Weisheiten**  
Oberrabbiner **Paul Chaim Eisenberg** über Versöhnen und Verzeihen ..... 64

**nu** Erscheinungsweise:  
4 x jährlich  
Nächste Ausgabe:  
April 2019.  
Auflage: 4.700

**KONTAKT**  
Tel.: +43 (0)1 535 63 44  
Fax: +43 (0)1 535 63 46  
E-Mail: office@nunu.at  
Internet: www.nunu.at

**BANKVERBINDUNG**  
IBAN:  
AT78 1100 0085 7392 3300  
BIC: BKAUATWW

**SIE SIND AN EINEM  
NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?**  
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:  
Österreich: Euro 18,-  
Europäische Union: Euro 23,-  
Außerhalb der EU: Euro 28,-

**ABO-SERVICE,  
VERTRIEB &  
ANZEIGEN**  
Ronni Sinai  
ronni.sinai@  
nunu.at

# Die Sprengkraft des jüdischen Humors im Film

**Was verbindet die Brüder Joel und Ethan Coen mit Ernst Lubitsch? Was hat Woody Allen mit den Marx Brothers gemeinsam? Und was macht den gebürtigen Schweizer Dani Levy zum deutschen Woody Allen? Eine Spurensuche.**

VON GABRIELE FLOSSMANN

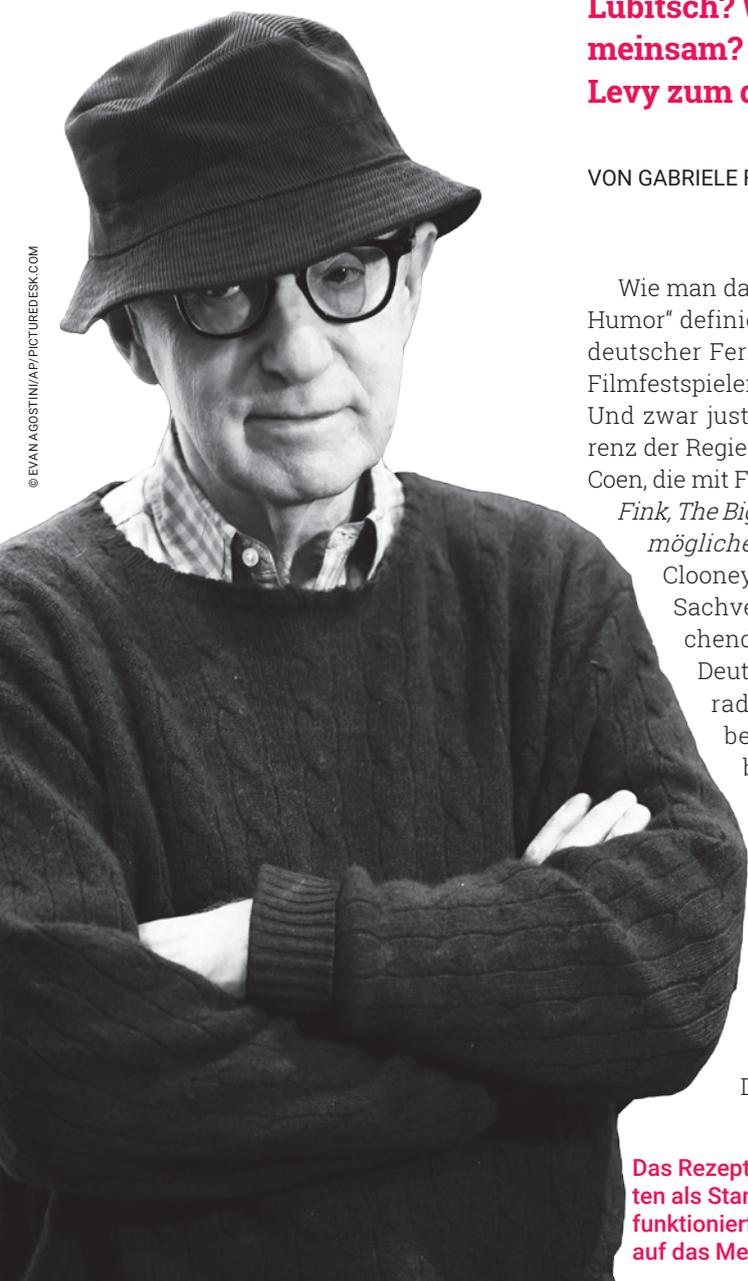
Wie man das Phänomen „jüdischer Humor“ definieren könnte, wollte ein deutscher Fernsehjournalist bei den Filmfestspielen in Cannes ergründen. Und zwar just in einer Pressekonferenz der Regie-Brüder Joel und Ethan Coen, die mit Filmen wie *Fargo*, *Barton Fink*, *The Big Lebowski* oder *Ein unmöglicher Härtefall* mit George Clooney ihren humoristischen Sachverstand bereits ausreichend bewiesen haben. „Wir Deutschen sind ja nicht gerade für unseren Humor berühmt“, meldete sich besagter Journalist zu Wort – und erntete damit Gelächter und Applaus. Unbeirrt setzte er fort: „Wir haben ja zur Nazi-Zeit mit dem Holocaust und mit der Vertreibung der Juden auch den Humor in Deutschland eliminiert.“

**Das Rezept, das bei seinen Auftritten als Stand-up-Comedian bestens funktionierte, übertrug Woody Allen auf das Medium Film.**

Was ist eigentlich die treibende Kraft des jüdischen Humors?“

Joel Coen brach als erster die daraufhin entstandene, mehr als eine Minute lang andauernde Stille: „Ich wittere eine Falle! Wie soll man denn auf so eine Frage antworten? Falls es so etwas wie einen jüdischen Humor gibt, hat er sicher nichts mit dem Holocaust zu tun! Aber wenn Sie damit Ihr Bedauern darüber ausdrücken wollen, was mit den Juden passiert ist, soll es mir recht sein.“

Joel und Ethan, geboren 1954 und 1957, wuchsen in einer jüdischen Gemeinde am Stadtrand von Minneapolis auf. Obwohl sie immer wieder betonen, dass ihnen die jüdische Herkunft wichtig ist, machten sie diese nur einmal zum Thema eines ihrer Filme: *A Serious Man* ist eine schwarzhumorige Komödie, in der sich der Protagonist, gespielt von Michael Stuhlbarg, kritisch mit seinem jüdischen Glauben auseinandersetzt, als er von einer Lebenskrise in die nächste schlittert. Auf die Frage, wie persönlich dieser Film für ihn und seinen Bruder ist, und wie sehr er auf ihre Herkunft Bezug nimmt, antwortet Joel Coen: „Was heißt eigentlich persönlich? Der Film handelt von Juden und wir sind Juden. Daher hat dieser Film viel mit uns und unserer Identität zu tun. Wir sind in Minnesota aufgewachsen und man könnte uns



genauso gut als Filmemacher bezeichnen, die vom mittleren Westen geprägt sind. All das zeigt der Film. Aber es stimmt eben auch, dass man all das, was man ist und woher man kommt, in die Filme mitnimmt – selbst wenn man einen Film dreht, in dem ein Affe auf den Mond geschossen wird.“ In vielen ihrer Filme wie *Barton Fink* oder *Hail Caesar* nehmen die Coen-Brüder Bezug auf das Hollywood der 1940er- und 1950er-Jahre. Hätten die beiden eigentlich gern damals gelebt? In Zeiten von Billy Wilder und Ernst Lubitsch?

Das sei, so Joel Coen, „eine unmögliche Frage, weil es darauf nicht wirklich eine Antwort gibt. Auf jeden Fall gab es damals ein Heer großartiger Handwerker am Set. Es ist ein verführerisches Gedankenspiel. Damals gab es diese wunderschöne Maschine, die Filme herstellt. Aber die Frage ist doch, ob wir damals hätten so arbeiten können wie heute. Das glaube ich nicht! Filmemacher haben damals dreißig bis fünfzig Filme in ihrer Karriere gemacht. Das ist heute nicht mehr möglich, und bei unserer Arbeitsweise schon gar nicht. Außerdem hatten die Studios weit mehr Kontrolle über die Filmemacher, das hätte mir sicher nicht behagt. Aber“, fügt er hinzu, „Ernst Lubitsch hätte ich schon gerne persönlich getroffen!“

### Kathartische Wirkung jüdischen Humors

Dass Lubitsch, der 1892 in Berlin geboren wurde und in den 1920er-Jahren nach Los Angeles ausgewandert war, auch in der visuellen Umsetzung seiner Stoffe richtungweisend war, machte den Komödienregisseur von Anfang an zu einem eher untypischen jüdischen Filmemacher, denn der jüdische Witz ist in erster Linie ein Wortwitz. Die Sprache ist das Medium, in dem sich jüdischer Humor ausdrückt. Er ist keine Sache des Bildes. Schließlich ist das jüdische Volk das erste des mythologischen Bilderverbots. Deswegen sind die Filme der jüdischen Komiker-Truppe

„The Marx Brothers“ visuell ziemlich uninteressant. Die Sprengkraft ihres Witzes liegt vor allem in den Wort-Kaskaden von Groucho Marx, mit denen er die Logik der Sprache ad absurdum führt und damit an humoristische Parodien der Wortklaubereien chassidischer Rabbis anknüpft.

Seinen Vorbildern, den Marx Brothers, eiferte auch eine andere Größe des Genres nach: Woody Allen. Seine Definition der kathartischen Wirkung jüdischen Humors: „Jeder versucht auf seine Weise, sich von der Schwierigkeit des Lebens abzulenken. Der eine durch die Kunst, der andere durch Orgasmen, ein anderer durch die Politik, der nächste durch die Psychoanalyse – und für mich kommt dazu noch der Humor. Alle versuchen wir, uns von dieser schrecklichen Wirklichkeit abzulenken, die uns so sehr erschreckt.“

Das Rezept, das bei seinen Auftritten als Stand-up-Comedian bestens funktionierte, übertrug Woody Allen ab Mitte der 1960er-Jahre auf das Medium Film. In seinen skurrilen Komödien wie *Bananas*, *Woody der Unglücksrabe* und *Was Sie schon immer über Sex wissen wollten* gab er den Clown: „Wenn man sich die Filme anschaut, die ich so um 1968 herum gemacht habe, dann sieht man schon, dass sich meine Arbeit in ganz verschiedene Richtungen entwickelt hat. Ich finde durchaus, dass ich der Versuchung widerstanden habe, eine Sache, die mir vielleicht mal ganz gut gelungen ist, immer wieder zu melken und eine Masche daraus zu machen.“

Beginnend 1977 mit *Der Stadtneurotiker* wurden tatsächlich zunehmend schwierige Charaktere zu „Helden“ seiner Filme: Beziehungskrüppel, Misanthropen, Pedanten – für jeden fand er einen anderen, herrlich skurrilen Plot.

Für Hollywood-Verhältnisse wirkt Woody Allen wie ein lebender Anachronismus: Auch jenseits der achtzig führt er Regie und schreibt auch alle Drehbücher selbst. Dass er – obwohl

kein Hollywood-Adonis – auch selbst die Hauptrollen spielt und sich als Drehbuchautor attraktive Damen an den eigenen Leib schreibt, um sich mit diesen in diverse Beziehungskisten zu begeben, kommt allerdings in seinen jüngsten Filmen nicht mehr vor.

### Herz für Versager

Quasi als „deutscher Woody Allen“ wird bereits seit Jahren ein Schweizer gehandelt: Dani Levy. Die Wiederbelebung des jüdischen Humors im deutschen Film gilt als sein großes Verdienst, spätestens seit ihm 2005 für die Filmkomödie *Alles auf Zucker* der renommierte Ernst-Lubitsch-Preis verliehen wurde. Jakob Zuckermann ein Jude? „Mit dem Club habe ich nichts zu tun“, lässt Levy seinen Jaeckie Zucker in Anspielung auf Groucho Marx räsonieren. Voll Witz und Ironie beschreibt er den temporeichen Hürdenlauf seines Helden Jaeckie Zucker, eines ehemaligen DDR-Sportreporters, der sich mit dem eigenen Judentum auseinandersetzen muss. Der äußere Anlass: Seine Frau droht mit Scheidung, der Gerichtsvollzieher mit Gefängnis. Zuckers letzte Hoffnung ist das Erbe seiner Mutter. Doch das ist an eine Bedingung geknüpft: Jaeckie und sein Bruder Samuel, ein orthodoxer Jude, sollen sich versöhnen.

Daraus entsteht eine ganz unorthodoxe Familienkomödie, die liebevoll vom Zusammenprall der Kulturen, von alten Freundschaften und neuen Liebesgeschichten erzählt. Es ist eine Geschichte über eine jüdische Familie in Deutschland im Spannungsfeld zwischen Ost und West, gläubig und weltlich, arm und wohlhabend.

Mit dem TV-Film *Der Liebling des Himmels* rückte Levy noch näher an Woody Allen heran. Im Mittelpunkt steht der kauzige, höchst neurotische Psychiater Magnus Sorel, der ein wahrer Menschenfeind ist. Er zählt jeden seiner Schritte ab, hat einen Waschzwang und hört und riecht alles doppelt so stark. Sein Desinteresse für

Beginnend 1977 mit „Der Stadtneurotiker“ wurden tatsächlich zunehmend schwierige Charaktere zu den „Helden“ von Woody Allens Filmen: Beziehungsunfähige, Misanthropen, Pedanten – für jeden fand er einen anderen, herrlich skurrilen Plot.

Den wichtigsten Aspekt des Humors sieht der 61-jährige Regisseur, Drehbuchautor und Schauspieler Dani Levy in der Fähigkeit, über sich selbst Witze zu machen.

seine Mitmenschen geht so weit, dass er, während seine Patienten ihm intimste Dinge erzählen, auf dem iPad spielt. Sein Dasein wird ordentlich umgekrempelt, als ihn eine Patientin anzeigt, weil er sie angeblich sexuell belästigt hat. Es hat tatsächlich etwas Woody-Allen-haftes: Ein Mann, der um seine Integrität kämpft, aber gefangen ist im Netz von Zwangsneurosen und Ängsten. Und das alles ist trotzdem oder gerade deshalb urkomisch.

### Mut zu Intimität

Dass er zum „deutschen Woody Allen“ wurde, war Dani Levy nicht in die Wiege gelegt worden. Geboren in der Schweiz, träumte der Sohn deutsch-jüdischer Eltern zunächst vom Zirkus. Schon als Kind schaffte er es, der Weißclown bei einem Kinder-Zirkus zu werden. Danach standen andere Künste im Vordergrund, Dani Levy wurde Stück für Stück zum Allrounder im Filmbusiness. Obwohl seine Familie 1939 aus Berlin flüchten musste, lebt und arbeitet er seit Jahrzehnten in der deutschen Hauptstadt: „Ich wuchs in einem Haushalt auf, in dem man die Kriegsvergangenheit und den Nationalsozialismus tabuisierte. Auch über meine Großeltern, meine Großtante und weitere Verwandte, von denen einige im Holocaust umgekommen sind, haben wir so gut wie nie geredet. Es hat einige Jahre gedauert, ehe mir bewusst wurde, was es für meine Familiengeschichte und für mich als Juden bedeutete, dass ich 1980 nach Berlin zog – in die Stadt, aus der man meine Mutter und meine Großeltern vertrieben hatte.“

Den wichtigsten Aspekt des Humors sieht der 61-jährige Regisseur, Drehbuchautor und Schauspieler in der Fähigkeit, über sich selbst Witze zu ma-



© MANFRED WERNER – TSUJ/CC BY-SA 3.0

chen. Seine Geistesverwandtschaft zu seinem New Yorker Kollegen thematisiert er in seinem Film *Woody Allen Documentary*. Allens filmische Aufarbeitung der eigenen Neurosen habe auch ihm selbst immer wieder Mut zur Intimität gegeben: „Die Komödie muss gar nicht Angst haben vor traurigen oder anstrengenden oder dramatischen Themen. Ich glaube, die Komödie und die Tragödie verstehen sich sehr, sehr gut. Sie küssen sich sogar oft.“

Als brillanter Beobachter und Meister hinter sinniger Komödien scheut Levy auch nicht vor Kontroversen zurück, im Gegenteil. Nach *Alles auf Zucker* sorgte seine Hitler-Parodie *Mein Führer* mit Helge Schneider in der Hauptrolle

für Diskussionsstoff. Ebenso hitzig debattiert wurde seine mit 360°-Kamera in 3D gedrehte Dokumentation *Jerusalem: Glaube, Liebe, Hoffnung, Angst*, die vier tragisch-absurde Geschichten aus israelischer und palästinensischer Perspektive erzählt. „Ich habe ja immer wieder Filme gedreht, die Kritiker und Publikum spalteten. Ich empfinde das in einer Zeit, in der ich manchmal wegschnarchen könnte vor lauter Konsensfernsehen, erst einmal als positiv. Letztlich sind Filme ein Format der Zeitgeschichte, in dem es darum geht, politische Zustände zu schildern. Das muss auch aufregen oder ärgern können.“

Und man darf darüber auch lachen.

nu

Quasi als „deutscher Woody Allen“ wird bereits seit Jahren ein Schweizer gehandelt: Dani Levy. Er ist eine Ausnahmeerscheinung, der die Wiederbelebung des jüdischen Humors im deutschen Film als großes Verdienst angerechnet wird.

# Schmecks!

VON RONALD POHL

Es ist nicht überliefert, ob der New Yorker Filmemacher Woody Allen jemals Bertolt Brecht gelesen hat. Tatsächlich erscheint seine Komödie *Schmalspurganoven* (Originaltitel: *Small Time Crooks*) aus dem Jahr 2000 wie die überaus ernst gemeinte Illustration von Brechts tiefsinniger Bemerkung: Was ist der Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank!

Ray (gespielt von Allen selbst) ist der gutmütigste Ganove und Kleinkriminelle der Welt. Endlich scheint ihm der Gedanke zum Coup seines Lebens gekommen zu sein. Ray möchte einen Tunnel zum Tresorraum einer Bankfiliale graben. Um die notwendigen Aushubarbeiten möglichst unbemerkt verrichten zu können, mieten er und seine Frau Frenchy (Tracey Ullman) eine unweit des Tatorts gelegene Pizzeria an.

Und was soll man sagen: Das Unternehmen der beiden Tollpatsche wird ein sensationeller Erfolg. Während Allen gemeinsam mit ein paar Kumpelel unterirdisch hämmert und schaufelt, bäckt Frenchy Plätzchen, die sie gleich oben, im angemieteten Gassenlokal, um einen Pappentstiel feilbietet.

Bald schon schwimmen die Winkler in Dollars. Jeder möchte eines dieser fabelhaften Plätzchen gekostet haben! Die Route zum Tresor gerät Ray vollends aus dem Blick. Irgendwann stößt er mit der Spitzhacke sogar auf Wasser. Den Polizisten, der das Geschäft zu ebener Erde betritt, kümmert der Lärm, der aus der Unterwelt heraufdringt, nicht im Geringsten. Aber was ist auch das Knacken eines Tresors gegen Produktion und Vertrieb von hausgemachten Backwaren?

Das jüdische Paar erweist sich in *Schmalspurganoven* wieder einmal als unverzichtbare Solidargemeinschaft. Allzu schnell zu üppigem Reichtum gekommen, beginnt Frenchy im Zuge eines Reifungsprozesses zu verstehen, dass man guten

Geschmack auch dann nicht so ohne Weiteres erwirbt, wenn die Plätzchen, die man dafür gebacken hat, überaus wohlschmeckend sind.

Die Beziehungsprobleme in Woody-Allen-Filmen sind immer auch ein Indiz für die grundsätzlich skeptische Haltung des Regisseurs zu Fragen des (notabene familiären) Zusammenlebens. In der G.W.-Papst-Hommage *Schatten und Nebel* (*Shadows and Fog*) schlüpft Allen in die Rolle des kleinen Angestellten Max Kleinmann (sic!). Dieser, der Stadtbewohner als Angsthase, muss irgendwo in Europa in den 1920er-Jahren erleben, dass in seiner Kleinstadt ein anonymes Killer umgeht.

Als man ihn eindringlich bittet, sich an der Bildung einer Bürgerwehr zu beteiligen, wehrt er ebenso freundlich wie hochneurotisch ab: Er würde es vorziehen, nicht draußen in der Kälte herumstehen zu müssen...! Kleinmann muss sich ganz einfach schützen. Er könnte ja irgendwann auf die Idee kommen, eine Familie zu gründen.

Von solchen Vorsichtsmaßnahmen wimmelt es in Woody Allens Filmwerk. Seine Figuren wissen über ihre eigenen Schwächen und Ticks Bescheid. Die Plätzchen müssen auch dann nicht wohlschmeckend sein, wenn es sich bei ihnen um erotische Gustierhappen handelt. Was sie über sich selbst aufschneiden, verwandeln sie in witzige Bemerkungen. Das Licht der Erkenntnis aber wird für ausreichend hell erachtet, so lange es sich bei seiner Quelle um eine Straßenlaterne in Manhattan handelt.

Und so muss man es nicht allzu schwer nehmen, wenn es mit dem familiären Zusammenleben nicht gleich auf Anhieb klappt. Gott – der vielleicht gar nicht existiert – gibt, und er nimmt auch wieder, so zum Beispiel den Ehepartner oder den aktuellen „Love interest“. Und um sich die Zeit bis zum endgültigen Ende aller Hoffnungen zu vertreiben, ist Woody Allen ausgerechnet bei einem schwedischen Pastoren-



sohn in die Lehre gegangen.

Von seinem lutheranischen Vorbild Ingmar Bergman hat der Stadtneurotiker Allen das Konzept der Redseligkeit übernommen. Jedes noch so peinliche Scheitern hat Gründe; und diese lassen sich mittels pointierender Rede als allzu menschliche Schwächen verdeutlichen.

Und so bedenken einander die Liebespartner in Woody-Allen-Filmen mit wortreichen Erklärungen: wie um aneinander gut zu machen, was sie einem strengen, strafenden Gott gegenüber moralisch schuldig bleiben müssen. Mag dieser nun dem Alten Testament entstammen – oder dem Neuen.

nu

Peter Sellers  
(1925-1980) suchte  
zeitlebens seine  
jüdische Herkunft  
zu verschleiern.

# Der Geist von Peter Sellers



VON GABRIELE FLOSSMANN

Als damals noch unbekannter Regisseur drehte Medak 1973 die Piratenkomödie *Ghost in the Noonday Sun – Das Gespenst in der Mittagssonne*: Sie gilt zwar als Vorbild für die Blockbuster-Serie *Fluch der Karibik*, das Licht der Kinoleinwand erblickte der Film aber trotz Starbesetzung nicht. Die Hauptrolle spielte Peter Sellers (1925-1980), der zeitlebens seine jüdische Herkunft zu verschleiern suchte. Sein komisches Talent war für ihn ein Fluchtpunkt, um seiner als sehr dominant empfundenen jüdischen Mutter zu entkommen.

Der *Fluch der Karibik*-Star Johnny Depp kennt – eigenen Aussagen nach – eine der raren DVD-Ausgaben von *Ghost in the Noonday Sun* in- und auswendig. Sein „Captain Sparrow“ ist

so etwas wie seine Hommage auf den großen Peter Sellers, als dessen Fan er sich bezeichnet. Der 1980 verstorbene Peter Sellers war ein Komiker des exzentrischen Typs, der bis heute modern geblieben ist. Fünfmal war er in der Rolle des völlig inkompetenten Chefinspektors Jacques Clouseau jenem Meisterdieb aus englischem Hochadel auf den Fersen, der wiederum dem rosaroten Panther, einem rosaschimmernden Riesendiamanten, hinterherjagte. Der Varieté-Komiker und Stimmenimitator war aber mehr als nur ein Virtuose der leichten Unterhaltung. Der Mann der tausend Stimmen und der tausend Masken war ein Clown, in dem sich ein Hamlet versteckt hielt, der ein Leben lang darum kämpfte, an die Oberfläche zu kommen.

Kein Verwandlungskünstler hat wie Sellers sein wahres Ich dabei so sehr

**Mit „The Ghost of Peter Sellers“ tourt Regisseur Peter Medak gerade durch den internationalen Filmfestival-Zirkus. Der Film dokumentiert Medaks persönliches Waterloo.**

aufs Spiel gesetzt – bis an die Grenze der wahnhaften Persönlichkeitsspaltung. Er behauptete sogar einmal, er hätte sein Ich wegoperieren lassen, weil es ihn beim Spielen störte. Seinen künstlerischen Durchbruch hatte er 1963 in der Dreifachrolle als englischer Offizier, amerikanischer Präsident und deutscher Wissenschaftler in Stanley Kubricks *Dr. Seltsam oder: wie ich lernte, die Bombe zu lieben*. Seinen Ruhm in diesen Jahren nützte Sellers, um Wunschprojekte zu verwirklichen. Für *Ghost in the Noonday Sun* setzte er sogar seinen Freund, den damals noch kaum bekannten Peter Medak, als Regisseur durch. Für Medak erwiesen sich die Dreharbeiten allerdings als wahrer Fluch der Karibik. Das Piratenschiff sank, nachdem der betrunkenen Kapitän einen Felsen gerammt hatte, Unwetter verwüsteten das Set, und schlimmer noch als die materiellen Schäden und Naturkatastrophen waren die Launen des Stars. Medak,

man mich zuerst einmal ewig lang warten. Bis es mir zu blöd wurde und ich mich auf die Suche nach Peter machte. Ich fand ihn schließlich in seinem Schlafzimmer, nackt und in Yoga-Stellung auf dem Kopf stehend. Das hätte mir zu denken geben sollen...

#### **Wie kam es zur Freundschaft zwischen Ihnen und Peter Sellers?**

Wir haben uns in den späten 1950er-Jahren kennengelernt. Ich war nach dem Ungarn-Aufstand im Jahr 1956 nach London geflohen. Wir verkehrten damals beide in einer eingeschworenen Clique, zu der auch Michael Caine, Roger Moore, die Modeschöpferin Mary Quant, der Friseur Vidal Sassoon, die Tänzerin Margot Fonteyn gehörten – und etwas später auch die Beatles. Auch Mick Jagger kam ein paarmal dazu. Wir sind damals künstlerisch quasi gemeinsam aufgewachsen. Wir kamen alle aus armen Verhältnissen und haben in der Kunst einen Aus-

druck gefunden. Ich habe mich immer Zeit später las ich in der Zeitung, dass Peter Sellers am Abend nach seinem „Herzinfarkt“ in einem mondänen Londoner Restaurant gesichtet worden war. Jetzt frage ich Sie: Wie kann ein Mann, der vier tatsächliche Herzinfarkte durchgemacht hat und nach einem sogar vorübergehend klinisch tot war, einen weiteren Infarkt vortäuschen? Und das nur, um gemeinsam mit Prinzessin Margaret, der Schwester der Queen, essen zu gehen?

#### **Wie hat sich das geäußert?**

Ich möchte da nur ein Beispiel nennen. Mitten in einer Szene, die wir gerade drehten, fiel Peter Sellers plötzlich um. Herzinfarkt. Er wurde sofort nach London zurückgefliegen und wir machten uns alle große Sorgen. Kurze

Kein Verwandlungskünstler hat wie Sellers sein wahres Ich dabei so sehr aufs Spiel gesetzt – bis an die Grenze der wahnhaften Persönlichkeitsspaltung. Er behauptete sogar einmal, er hätte sein Ich wegoperieren lassen, weil es ihn beim Spielen störte.

der in seiner inzwischen 50-jährigen Berufslaufbahn mehr als fünfzigmal Regie geführt hat – unter anderem bei der Musicalkomödie *The Ruling Class* mit Peter O'Toole, der dafür eine Oscar-Nominierung erhielt, sowie bei zahlreichen Serien wie *Dr. House* oder *Breaking Bad* – hat nun, 45 Jahre später, das damalige Desaster unter dem Titel *The Ghost of Peter Sellers* filmisch dokumentiert und tourt nun mit seinem jüngsten Werk durch den internationalen Filmfestival-Zirkus. Nach Venedig waren Toronto, London und Tokio dran – und die Berlinale peilt er an.

#### **NU: Wie hat die Zusammenarbeit von Peter Sellers und Ihnen für diesen Film begonnen? Können Sie sich daran erinnern?**

**Medak:** Ganz genau sogar. Er hatte mir die Regie angeboten und mich gleich darauf in sein Londoner Haus eingeladen, um gemeinsam mit ihm das Drehbuch zu bearbeiten. Dort ließ

weg aus unserer Misere gesucht – und auch gefunden.

#### **Sie hatten und haben im Laufe Ihrer Karriere viele große Erfolge zu feiern. Was hat Sie dazu bewogen, ausgerechnet diesen Tiefpunkt in einer Dokumentation darzustellen?**

Zwei Freunde haben mir dazu geraten. Der erste war Gary Oldman, als ich gerade *Romeo Is Bleeding* mit ihm gedreht habe. Der andere war Terry Gilliam, der mit seinem Don-Quijote-Film ähnliches erlebt hatte. Er hat mir erzählt, wie sehr ihm sein Dokumentarfilm *Lost in La Mancha* (2002) über das Trauma seines Scheiterns als Regisseur hinweggeholfen hat. Dabei war Terrys Hauptdarsteller Jean Rochefort ja wegen kaputter Bandscheiben ausgefallen. Mein Hauptdarsteller hatte die Schraube leider anderswo locker.

#### **Wo lagen die Schwierigkeiten mit Peter Sellers?**

Ich möchte zuerst einmal betonen,

Sie sagen im Kommentar zu Ihrem Dokumentarfilm, dass Sie damit die Geister der Vergangenheit zur Ruhe bringen wollten. Ist Ihnen das gelungen?

#### **Sie sagen im Kommentar zu Ihrem Dokumentarfilm, dass Sie damit die Geister der Vergangenheit zur Ruhe bringen wollten. Ist Ihnen das gelungen?**

Noch nicht ganz. Damit das wirklich passiert, möchte ich alles tun, dass beide Filme – die Piraten-Komödie und der Dokumentarfilm – als Double-Feature ins Kino kommen. Das wäre mein größter Wunsch. Für das Publikum wäre es sicher interessant, einmal beide Seiten des Lebens in der Traumfabrik sehen zu können. *nu*

# „Total irrational, bescheuert und absurd“

VON THOMAS TRENKLER

Ende der 1970er-Jahre gelangen Woody Allen, 1935 als Allan Stewart Kohnsberg in Brooklyn geboren, die zwei auch kommerziell erfolgreichen Meisterwerke *Annie Hall* und *Manhattan*. Zusammen mit *Stardust Memories* aus 1980 bilden sie die „New-York-Trilogie“. Das Verbindende ist der Schauplatz, eben New York; zudem scheinen die drei Filme stark autobiografisch unterfüttert zu sein. Auch wenn *Annie Hall* nach der Frau benannt ist, mit der Alvy Singer eine Beziehung beginnt, steht im Mittelpunkt immer ein jüdischer Intellektueller, gespielt von Woody Allen, mit all seinen Ängsten, Sorgen und Gedankengebäuden. Daher ist es gar nicht so abwegig, dass *Annie Hall* den plakativen deutschen Titel *Der Stadtneurotiker* bekam.

Doch die drei anspruchsvollen und auch melancholischen Komödien entstanden nicht hintereinander: Zwischen *Annie Hall* (1977) und *Manhattan* (1979) hatte sich 1978 der triste Film *Innenleben* geschoben. In dieser Hommage an den schwedischen Regisseur Ingmar Bergman erzählt Woody Allen vom Zerfall einer bürgerlichen Familie. Wie in *Annie Hall* und *Manhattan* spielte Diane Keaton, damals die Lebensgefährtin des Filmemachers, in einer tragenden Rolle mit. Woody Allen hingegen fehlte in *Innenleben* erstmals in einem seiner Filme. Wohl um zu unterstreichen, wie ernst ihm das Thema war. Nicht einmal ein mildes Lächeln des Publikums wollte er mit seinem Erscheinen auf der Leinwand hervorrufen können.

Wenn also eine Trilogie nicht unbedingt in einem Guss entstanden sein muss, dann bildet wohl eher *Play It Again, Sam* aus 1972 zusammen mit *Annie Hall* und *Manhattan* eine solche.

Denn auch in *Mach's noch einmal, Sam* kommen Woody Allen und Diane Keaton zusammen – um sich wieder voneinander zu trennen. Dass der Schauplatz New York ist, versteht sich von selbst (die „europäischen Filme“ werden erst Jahrzehnte später folgen). Einziger Schönheitsfehler: Regie führte Herbert Ross.

Doch Woody Allen schrieb das Drehbuch, und wenn man es nicht besser wüsste: Man käme kaum auf die Idee, dass *Play It Again, Sam* nicht sein Film ist. Woody Allen spielt den tollpatschigen Filmkritiker Allan Felix, der sich in Liebesdingen Rat bei Humphrey Bogart holt – und dann natürlich alles falsch macht. Es entspinnt sich, unterfüttert mit viel Slapstick, eine klassische Dreiecksgeschichte, die, weil *Casablanca* ausgiebig zitiert wird, am Flughafen enden muss.

In *Annie Hall*, mit vier Oscars ausgezeichnet, geht Woody Allen viel raffinierter und experimenteller vor. Er springt in den Zeitebenen, macht Gedanken als Untertitel sichtbar, lässt Figuren aus der Handlung heraustreten, konfrontiert seine Figur, den Komiker Alvy Singer, mit sich selbst als Kind, und so weiter. Auch geht es um das Klischeebild des Juden. Und mitunter teilt sich das Bild: Szenen aus dem Leben von Annie Hall laufen, was besonders amüsant ist, parallel zu jenem von Alvy Singer ab. Er nimmt schließlich eine turbulente Reise nach Kalifornien auf sich, um seine große Liebe zurückzuerobern. Vergeblich. Zurück in New York macht Alvy Singer das Scheitern der Beziehung zu einem Theaterstück: Wir sehen die Abschiedsszene noch einmal – in einer Probe mit zwei jungen Schauspielern. Wie künstlich, steif wirkt die Situation nun, und wie „echt“ waren davor die Gefühle von Woody Allen und Diane Keaton gewesen ...



Cast-Foto für „Play It Again, Sam“ mit Woody Allen (Mitte) und Diane Keaton (rechts)

Das Schlusswort gehört Alvy als Erzähler aus dem Off. Er hätte an den alten Witz denken müssen, in dem ein Mann zum Psychiater sagt: „Doktor, mein Bruder ist meschugge. Er denkt, er ist ein Huhn.“ Der Doktor fragt: „Warum bringen Sie ihn nicht ins Irrenhaus?“ Und der Mann sagt: „Würd' ich schon, aber ich brauch ja die Eier!“ Und so sei es eben mit den Beziehungen, auch wenn sie „total irrational, bescheuert und absurd“ seien.

In *Manhattan* also das Ganze noch einmal. Erneut, wie in *Play It Again, Sam*, verliebt sich der „Held“ in die Frau seines Freundes. Isaac Davis, Gagschreiber für TV-Shows, stößt seine blutjunge Liebe, die 17-jährige Tracey (Mariel Hemingway), förmlich von sich, um ein Abenteuer mit Mary Wilke, gespielt von Diane Keaton, beginnen zu können.

Gegen Ende hin, nach vielen Postkartenmotiven von Manhattan, liegt Ike wieder auf dem Sofa, um Ideen für eine Kurzgeschichte auf Band zu sprechen. Er stellt sich die Frage, was das Leben lebenswert macht. Nach und nach fallen ihm Groucho Marx, der zweite Satz der Jupiter-Symphonie, der *Potato Head Blues* von Louis Armstrong, die *Erziehung des Herzens* von Flaubert, die Stillleben von Paul Cézanne mit Äpfeln und Birnen ein – und schließlich das Gesicht von Tracey.

Wie Schuppen fällt es ihm von den Augen. Und dann rennt Isaac Davis – Woody Allen bekennt sich in jedem seiner Filme mit „typischen“ Namen zum Judentum – durch den Central Park. Doch er kommt zu spät. *Manhattan* ist nicht der witzigste Film von Woody Allen. Aber eine wunderschöne Liebeserklärung an New York.

nu

VON RONNI SINAI

Die Filmkomödie *Meet the Fockers* (*Meine Braut, ihre Schwiegereltern und ich*) schildert mit jüdischem, (selbst-)ironischem Humor eine Familien- und Liebesgeschichte. Dem US-amerikanischen Produzenten Jay Roach gelang mit dieser Screwball-Comedy gemeinsam mit seinen Co-Produzenten Robert de Niro und Jane Rosenthal eine launig-skurrile Fortsetzung des Films *Meet the Parents* (*Meine Braut, ihr Vater und ich*).

Nachdem Ex-CIA-Agent Jack Byrnes (Robert de Niro) dem Krankenpfleger Gaylord „Greg“ Focker (Ben Stiller) die Erlaubnis zur Heirat mit seiner Tochter Pam Byrnes (Teri Polo) gegeben hat, will Jack nun auch Gregs – jüdische – Eltern in Miami kennenlernen. Bernie (Dustin Hoffman) und Roz Focker (Barbra Streisand) sind das genaue Gegenteil des konservativen Jack und seiner Frau Dina (Blythe Danner): Bernie hat mit seinem Job als Anwalt früh aufgehört, um seinen Sohn zu Hause aufzuziehen, seine Frau Roz ist Sexualtherapeutin für Senioren.

Auf den ersten Blick möchte man meinen, es tut nichts zur Sache, dass Gaylords Eltern Juden sind. Jüdisches Leben zu zeigen ist für Hollywood nicht ungewöhnlich, nicht zuletzt bedingt durch die hohe Präsenz berühmter jüdischer Produzenten, Regisseure, Drehbuchautoren und Schauspieler.

Doch bei genauerer Betrachtung ist es völlig klar, dass die Ironie des Streifens wohl darunter gelitten hätte, wären die Fockers beispielsweise Christen, Atheisten, Gois. Kaum jemand könnte die Mischung aus Chaos und Humor besser verkörpern als die beiden jüdischen Schauspielgiganten Barbra Streisand und Dustin Hoffman als un-

konventionelle Eltern, die sozusagen „nichts anbrennen“ lassen. Auffallend, aber nicht überraschend – weil in vielen amerikanischen Produktionen zu bemerken – ist, mit welchem Selbstverständnis und welcher Selbstverständlichkeit mit dem Thema des Jüdischseins umgegangen wird – im Gegensatz zu dem oft etwas schwerfälligen Zugang in so manchem europäischen

monie lässt Bernie ausufernd über die Pannen des Rituals erzählen, die bei seinem Sohn passiert sind. Letztlich meint er, es wäre dabei eine Kreuzung aus einem Ameisenbär und einem deutschen Stahlhelm herausgekommen. Die konservativen Byrnes finden dies allerdings nicht ganz so witzig. Ebenso wenig sind sie darüber erfreut, als sich Gaylords im Album eingeklebte

Vorhaut löst und über den Tisch geradewegs in den fürs Essen vorbereiteten Fonduetopf segelt. „Sollen wir etwas beim Chinesen bestellen?“ versucht Bernie die Situation zu kalmieren.

Wie sollten diese Szenen ohne den typisch jüdischen Humor auskommen? Auch kulturelle Unterschiede bleiben nicht unbearbeitet. So will der gefällige Gaylord seinem Schwiegervater in spe einen Gefallen tun und begleitet ihn auf eine Entenjagd. Als sein Vater davon erfährt, tadelt er seinen Sohn mit den Worten: „Bist du verrückt? Unser Volk erschießt keine Enten!“

Wie es sich für eine Komödie gehört, löst sich am Ende alles in Wohlgefallen auf, und das junge Paar heiratet schließlich, obwohl die Ehefrau danach Pamela Martha Focker heißen würde. Und wer nicht weiß, wie er den Schwiegervater seines Sohnes nennen soll, möge es mit Bernies

Bezeichnung versuchen: „My Brother of the other mother (Mein Bruder der anderen Mutter)“.

Die Trauung hält ausgerechnet Pams Exfreund ab, der – inspiriert durch die Begegnung mit Gaylord – nach achtmonatigem Kibbuzaufenthalt seinen Abschluss als ökumenischer Priester gemacht hat. Er tritt in Anzug und Hemd mit Priesterkragen, Kippa und einer Bibel in der Hand auf und beginnt mit den Worten: „Schalom, ma nischma?“ („Was ist hier los?“).

nu

## Ma nischma?



© DREAMWORKS SKG/MARY EVANS/PICTURESK.COM

Film. So bezeichnet Bernie bereits im ersten Smalltalk mit Jack und Dina seinen Sohn als jüdischen Marlon Brando. Kurz darauf stößt man auf das Brautpaar mit einem gemeinsamen Lechaim an. Bernie korrigiert dabei Jacks Aussprache des „ch“: „Du musst es sagen, als hättest du Popcorn im Hals.“

Unweigerlich kommt es bei der gemeinsamen Betrachtung des Focker'schen Familienalbums zu Konfrontationen mit jüdischen Traditionen. Ein Foto aus der Beschneidungszer-

# Wie Juden Hollywood erfanden



VON SIMON SPIEGEL

Warum findet die Oscar-Verleihung an einem Sonntagabend statt, einem für große Galas und Partys eher unüblichen Termin? Das liegt an den vielen Juden in Hollywood, die am Samstagabend, dem Ende des Sabbats, nicht abkömmlich seien. Eigentlich logisch, oder? Die Begründung ist aber blanker Unsinn. Tatsächlich vergibt die Academy die begehrten Statuetten überhaupt erst seit 1999 an einem Sonntag, vorher fand die Veranstaltung jeweils am Montagabend statt.

Dass die moderne Legende vom Sabbat-Ende dennoch den meisten einleuchtet, sagt einiges über den Status aus, den Juden in Hollywood innehaben. Denn dass sie in der US-Filmindustrie zahlreich vertreten sind, ist nicht von der Hand zu weisen. Zumindest der Comedy-Bereich ist seit den Zeiten von Groucho Marx fest in jüdischer Hand. Woody Allen, Billy Crystal, Adam Sandler, Ben Stiller, Jon Stewart, Zach Braff, Jerry Seinfeld oder *Borat*-Darsteller Sacha Baron Cohen: Die erfolgreichsten Komiker sind mit wenigen Ausnahmen allesamt jüdisch.

Abseits des komischen Fachs sind

**Juden sind im US-Filmgeschäft sehr präsent. Woran liegt das? Die Suche nach der Antwort führt bis in die Gründerjahre der Traumfabrik zurück.**

jüdische Schauspieler ebenfalls präsent. Jake und Maggie Gyllenhaal sind ebenso jüdisch wie Mila Kunis, Michael Douglas, Harrison Ford und Robert Downey jr. Auch Scarlett Johansson, die mit ihren blonden Haaren in jedem Weltkriegs-Film als Nazibraut durchgehen würde, hat jüdische Wurzeln und ist stolz darauf. Die großen Studios, die in den 1910er- und 1920er-Jahren entstanden – Universal, Paramount, Columbia, Metro Goldwyn Mayer und Warner Brothers – und gemeinsam das begründeten, was man heute als Hollywood bezeichnet, waren das Werk von Juden. Von den sogenannten Big Six, den Major-Studios, die noch heute das weltweite Filmgeschäft beherrschen, gehen mit Ausnahme von Disney alle auf jüdische Produzenten zurück.

Jüdische Kultur: besonders film-affin?

Bedenkt man, dass Juden heute nur rund zwei Prozent der US-Gesamtbevölkerung ausmachen – Tendenz sinkend –, drängt sich die Frage auf, warum sie in Hollywood derart prominent vertreten sind. Und warum sind sie so erfolgreich? Ist die jüdische Kultur besonders filmaffin?

Ausschlaggebend waren die sozialen Verhältnisse in den USA. Die Biografien der Gründergeneration gleichen sich denn auch aufs Haar. Carl Laemmle, Adolph Zukor, Louis B. Mayer, Jack und Harry Warner, William Fox und wie sie alle hießen, stammten nicht aus gebildeten Familien, in denen Kultur viel galt. Im Gegenteil. Die frühen Film-Mogule waren ausnahmslos Migranten oder Kinder von Einwanderern. Adolph Zukor etwa, Begründer von Paramount, wurde 1873



## Die großen Studios, die in den 1910er- und 1920er-Jahren entstanden – Universal, Paramount, Columbia, Metro Goldwyn Mayer und Warner Brothers – und gemeinsam das begründeten, was man heute als Hollywood bezeichnet, waren das Werk von Juden.

im österreichisch-ungarischen Ricse geboren und machte sich im Alter von 16 Jahren in die USA auf. Wie viele jüdische Migranten suchte er sein Glück zuerst in der Bekleidungsindustrie und handelte erfolgreich mit Fellen. Schmattes, wie das Textilgewerbe im Jiddischen heißt, war dem ehrgeizigen jungen Mann aber nicht genug. Er begann sich für das bewegte Bild zu interessieren.

### Schmuddelverdacht

Neben der Textilindustrie war der Film eines der wenigen Gewerbe, die den Juden damals in den USA offenstanden. Laut der Filmhistorikerin Mariann Sträuli liegt das nicht zuletzt an der Art, wie das neue Medium in den USA aufgenommen wurde. „Je nach Land hatte der Film zu Beginn einen sehr unterschiedlichen Status. In den katholischen Ländern sah man darin von Anfang an eine ernstzunehmende Kunstform. In Frankreich etwa investierte das Bürgertum in den Film, in Italien war die Aristokratie ein wichtiger Geldgeber.“ In protestantischen Gebieten hingegen, zumal im puritanischen Amerika, hatte die siebte Kunst einen schweren Stand. Film war suspekt, ein Schmuddelgewerbe. Kinos im heutigen Sinn gab es ohnehin nicht, stattdessen standen in Spielhäusern Münzautomaten, an denen man stehend einen kurzen Clip sehen konnte.

Als in den 1910er-Jahren in Europa bereits Spielfilme gedreht wurden, war das Medium Film in den USA wenig mehr als eine Spielhallenattraktion,

ein rasch konsumiertes Amüsement. Selbst Thomas Edison, der sich gerne als Erfinder des Films bezeichnete, sah in ihm keinen kulturellen Wert. Für ihn war der Film primär eine technische Errungenschaft, über deren Patente er eifersüchtig wachte. Sein kommerzielles Potenzial erkannte er nicht. Damit eröffnete sich gesellschaftlich marginalisierten Gruppen wie den jüdischen Einwanderern eine Chance.

Während die deutschen Migranten vielfach in kreativen Bereichen tätig waren, sahen die frühen Studiobosse im Film in erster Linie ein Geschäft. Das erklärt, wie Hollywood zu dem wurde, was es ist – eine profitorientierte Massenindustrie. Im Gegensatz zu Europa war die US-amerikanische Filmindustrie praktisch von Beginn an vertikal integriert. Produktion, Verleih und Kinos waren unter einem Dach vereint. Die jüdischen Produzenten übertrugen also die Prinzipien, die sie aus der Textilproduktion kannten, auf den Film. Es ging nicht um Kunst, sondern um Konfektionsware.

### Familiäres Netzwerk

Weil ihnen die Banken der Ostküste Kredite verweigerten, liehen sie Geld bei Verwandten, die dadurch Teilhaber wurden. So kam das jüdische Netzwerk in Hollywood zustande, das bis heute nachwirkt.

Als Medium, das damals noch weitgehend ohne Sprache auskam, war der Film nicht zuletzt für Migranten sehr attraktiv. Und waren letztlich nicht

alle Amerikaner Emigranten?

Künstlerisch hatten sie keine besonderen Ambitionen. Umso größer war der Hunger nach sozialer Anerkennung. Sie wollten den Ruch des Migranten abschütteln, dazugehören und geliebt werden. Das führte zu einem regelrechten Patriotismus-Wettbewerb: Louis B. Mayer – in Minsk als Eliezer Meir geboren – ging so weit, dass er behauptete, sein wahres Geburtsdatum nicht zu kennen, da seine Geburtsurkunde verloren gegangen sei. Kurzerhand erkor er den 4. Juli, den amerikanischen Nationalfeiertag, zu seinem Geburtstag. Jack Warner wiederum meldete sich bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nicht nur freiwillig zur Armee, sondern ließ sich von seiner Kostümabteilung eigens eine Uniform schneiden, in der er über das Studiogelände stolzierte. Die Coen-Brüder haben diese Episode in ihrer surrealen Hollywood-Satire *Barton Fink* verewigt.

Ein Weg, aus dem Spielhallen-Amüsement eine anerkannte Kunstform zu machen, waren Verfilmungen von Theaterstücken mit bekannten Schauspielern. Die großen Namen sollten Zuschauer ins Kino locken, während die bekannten Stoffe das Medium auch für die Mittelschicht attraktiv machten. Film wandelte sich so vom kritisch beäugten, potenziell schädlichen Zeitvertreib der Unterschicht zu einer seriösen Unterhaltungsform für die ganze Familie.



Weil ihnen die Banken der Ostküste Kredite verweigerten, liehen sie Geld bei Verwandten, die dadurch Teilhaber wurden. So kam das jüdische Netzwerk in Hollywood zustande, das bis heute nachwirkt.

Jüdische Produzenten idealisierten ihre neue Heimat aus dem Wunsch heraus, anerkannter Teil der amerikanischen Gesellschaft zu werden. Gerade weil sie nicht dazugehörten, schufen sie im Film ihr Traum-Amerika, ein Land, in dem Gleichheit und Freiheit herrschen und harte Arbeit sich lohnt. Der amerikanische Traum: eine Erfindung jüdischer Einwanderer?

Mit welchen Widersprüchen die Juden in Hollywood zu kämpfen hatten, zeigt sich exemplarisch am Film *The Jazz Singer* von 1927, der als erster Tonfilm gilt. Streng genommen handelt es sich bei dem Rührstück um einen Stummfilm mit einzelnen Gesangspassagen; die wenigen mit Synchron-Ton gezeigten Szenen begeisterten das Publikum aber derart, dass die Konkurrenz bald nachzog. Die Warner-Brüder dürften sich kaum bewusst gewesen sein, welche Revolution sie mit diesem Film einleiten sollten. Im Nachhinein erscheint *The Jazz Singer* aber als geradezu paradigmatisch für das Schicksal der Juden von Hollywood, denn in dem Film spiegelt sich ihre eigene Geschichte.

Erzählt wird das Leben von Jakie Rabinowitz, einem Sohn jüdischer Einwanderer, der entgegen dem Wunsch seines Vaters nicht in dessen Fußstapfen tritt. Anstatt also Kantor in der jüdischen Gemeinde zu dienen, will er als Jazzsänger werden. Es kommt zum Zerwürfnis. Jakie wird von seinem Vater verstoßen, doch er macht unter dem Namen Jack Robin Karriere. Auftakt des Films ist der Vorabend von Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, an dem Kantor Rabinowitz mit Inbrunst das Eröffnungsgebet Kol Nidre singt.

Am Ende von *The Jazz Singer* wird diese Szene dann gespiegelt: Der Vater liegt im Sterben, und Jakie muss sich entscheiden, ob er dem Ruf seiner Vorfahren folgt und anstelle seines Vaters das Gebet singt oder bei der Premiere eines neuen Stücks auftritt, das seinen Ruhm besiegeln wird.

*The Jazz Singer* ist kein guter Film.



Die Art und Weise, wie der Konflikt aufgelöst wird, dürfte auch zeitgenössische Zuschauer kaum überzeugen haben: Plötzlich kann die Premiere verschoben werden, Jakie kann in der Synagoge singen, aber auch als Jack Robin Triumphe feiern. Die Botschaft ist klar: Bei aller Verbundenheit mit der Tradition liegt der Weg der jungen Generation in der Assimilation, im Übernehmen der Massenkultur. Wie sehr sich Film und Realität hier überlagern, zeigt die Biografie des Hauptdarstellers: Al Jolson kam 1886 als Asa

Yoelson im Gebiet des heutigen Litauen als Sohn eines Kantors zur Welt.

### Vorbild Woody Allen

Bleibt die Frage, warum Juden bis heute so zahlreich in Hollywood vertreten sind. In der Academy of Motion Picture Arts and Sciences, die die Oscars vergibt, machen sie mehr als die Hälfte der Mitglieder aus; jüdische Studiobosse sind Jeffrey Katzenberg bei Dreamworks, Alan Bergman bei Disney, Brad Grey bei Paramount und Ron Meyer bei Universal. Das liegt an der Tradition, die sich über Generationen herausgebildet hat.

Auf diese berufen sich heute viele junge Schauspieler und Produzenten in Hollywood mit Stolz. Die Zeiten, in denen das Filmgeschäft als anrühlich galt und die Juden in den USA marginalisiert wurden, sind längst vorbei. Der Schauspieler und Regisseur Joseph Gordon-Levitt sagt, er sei nicht religiös und identifiziere sich eher mit Vorbildern wie Woody Allen, den Marx Brothers oder den Coen-Brüdern: „Sie stehen mir näher als ein Rabbi.“ Und Scarlett Johansson erklärte: „Ich bin eine stolze New Yorker Jüdin.“ Auch Natalie Portman sowie Jake und Maggie Gyllenhaal kommen in Interviews

gerne auf ihr Jüdischsein zu sprechen. Sie zelebrieren ihr Erbe etwa, indem sie sich selbstbewusst als „member of the tribe“, Mitglied des Stammes, bezeichnen. Dieses stolze Zugehörigkeitsgefühl ist nicht weiter erstaunlich. Vielmehr ist es für Assimilationsgeschichten generell typisch. nu

Der Artikel erscheint mit freundlicher Genehmigung der Zeitschrift „Frame“.

<http://www.film.uzh.ch/de/team/postdocs/spiegel.html>

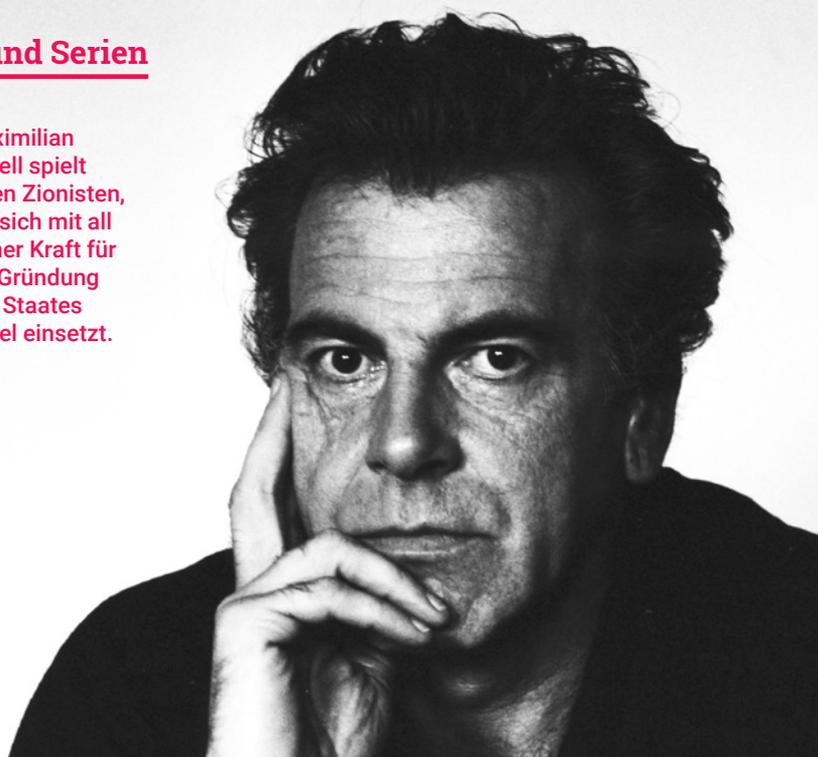
<http://www.simifilm.ch>

VON MARTIN ENGELBERG

Im Zentrum der Handlung, basierend auf der gleichnamigen Novelle von Chaim Potok, steht die Freundschaft zweier jüdischer Jungen mit sehr unterschiedlichem familiärem Hintergrund: Der eine wächst in einer traditionellen, zionistischen Familie auf, der andere stammt aus einem orthodox-chassidischen Elternhaus. Was fasziniert, ist der seltene Einblick in die Welt des streng orthodoxen Judentums. Einige Szenen führen in diese durch die Schoa zerstörte Welt in Europa, die aber auf so vielfältige Art und Weise vor allem in den USA bis heute weiterlebt.

Der Film spielt im jüdischen Milieu Brooklyns der 1940er-Jahre. Eine

**Maximilian Schell spielt einen Zionisten, der sich mit all seiner Kraft für die Gründung des Staates Israel einsetzt.**



© VIRGINIA/ULLSTEIN BILDPICTURESK.COM

# „The Chosen – Die Erwählten“

Mannschaft jüdischer Schüler wärmt sich für ein Baseball-Spiel auf, als sich das gegnerische Team nähert. Überraschenderweise treten Buben aus der chassidisch-orthodoxen Gemeinschaft zum Wettkampf an: Sie tragen Pajes (Schläfenlocken), sind dunkel und altmodisch gekleidet und scheinen aus einer anderen Welt zu kommen. Sogar die traditionell jüdischen Kinder begegnen ihnen mit Argwohn und Befremdung. „Sie sollten lieber beim Beten bleiben“, meint einer von ihnen.

Die beiden Protagonisten sind Reuven Malter (Barry Miller) und Danny Saunders (Robby Benson). Reuven stammt aus einer eher säkularen jüdischen Familie, sein Vater David (Maximilian Schell) ist Uni-Professor und glühender Zionist, der sich mit all seiner Kraft für die Gründung des Staates Israel einsetzt. Danny entstammt als Sohn eines chassidischen Rabbiners (Rod Steiger) aus einer für Reuven völlig anderen und fremden Welt. Beim Match schlägt Danny seinem Widersacher Reuven den Baseball ins Gesicht und verletzt ihn dabei am Auge.

Um sich zu entschuldigen, besucht Danny ihn immer wieder. Langsam entwickeln sich Gespräche und Begegnungen, im Zuge derer Reuven die Zuschauer auf eine spannende Entdeckungsreise in die geheimnisvolle Welt

des chassidisch-orthodoxen Judentums mitnimmt.

Die beiden Knaben Reuven und Danny freunden sich zunehmend an, und Reuven findet Aufnahme in der Familie von Rabbiner Saunders, den Anführer einer chassidischen Rabbiner-Dynastie. Danny soll einst sein Nachfolger werden. Reuven nimmt an deren Familienleben teil, ist auch zu einem Schabbat-Abend und einer chassidischen Hochzeit eingeladen.

Alles in allem beschreibt der Film eine gesellschaftliche Gruppe, die sich praktisch völlig vom weltlichen Leben abzuschotten sucht und streng der Erhaltung chassidischer Traditionen widmet.

Doch der Sohn des chassidischen Rabbiners wird zunehmend zum Ausbrecher aus der Orthodoxie. Er borgt sich weltliche Bücher aus, unbekannterweise just beim Vater seines Freundes Reuven. Mithilfe seiner Mutter setzt er durch, dass er das Hirsch College, eine jüdische Universität, besuchen darf. Dort gerät er sogleich mit einem Psychologie-Professor in eine heftige Diskussion über Sigmund Freud, von dem Danny fasziniert ist. Mit Reuven gemeinsam besucht Danny erstmals ein Kino. Sie geraten danach in die Jubelfeiern zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Danny wird von einer jungen Dame im Freuden-

taumel zum ersten Mal geküsst.

An dieser Stelle des Films klärt sich auch die Frage, warum Rabbiner Saunders nie direkt mit seinem Sohn Danny gesprochen hat: Weil er bei ihm schon früh hohe Intelligenz und großes Erinnerungsvermögen festgestellt, dann aber bemerkt habe, dass Danny hochmütig und indifferent gegenüber anderen Menschen geworden sei. Durch Schweigen wollte er seinen Sohn erziehen und auf den richtigen Weg bringen.

Im Nachspann erzählt der Sprecher folgende Geschichte:

„Im Talmud gibt es eine Erzählung über einen König, der einen Sohn hatte, der vom rechten Weg abkam. Man sagte dem Sohn: ‚Kehre zu Deinem Vater zurück.‘ Der Sohn antwortete, er könne das nicht. Daraufhin sandte der König einen Boten mit folgender Nachricht zu seinem Sohn: ‚Kehre zurück, so weit du kannst, und ich komme dir den Rest des Weges entgegen.‘“

Vater und Sohn versöhnen sich zwar tränenreich, aber Danny geht seinen Weg weiter, beginnt ein Psychologie-Studium an der renommierten Columbia Universität in Manhattan und erscheint in der letzten Einstellung des Films rasiert und modern gekleidet. Als nette Ironie dieser Geschichte geht sein Freund Reuven den genau entgegengesetzten Weg und beginnt ein Rabbinatsstudium.

*nu*

# Von Adolf Wohlbrück zu Anton Walbrook

VON GREGOR AUENHAMMER

Seinen Vornamen änderte er – aus gutem Grund – von Adolf auf Anton. Denn ersteres wäre „kein sehr populärer Vorname im Moment“, kommentierte er trocken in einem legendären, weil raren Interview, das Anton Walbrook dem britischen Film-Magazin *Picturegoer* nur wenige Monate nach seiner Flucht nach England gegeben hatte. Ein klassisches Understatement eines engagiert-couragierten Gegners des Nazi-Regimes. Seinen Nachnamen transponierte er ins Englische, aber nur mit dem subtilen Kunstgriff einer phonetischen Modifikation von „Wohlbrück“ auf „Walbrook“.

## Courage und politische Prinzipienfestigkeit

Adolf Wohlbrück war einer der aufregendsten Männer des Kinos, einer der präzisesten wie wandlungsfähigsten Darsteller der Filmgeschichte – sowie einer jener gar nicht so vielen Menschen des 20. Jahrhunderts, an deren Courage und politischer Prinzipienfestigkeit sich jeder ein Beispiel nehmen könnte. Dabei war Wohlbrück nie ein Star im herkömmlichen Sinn, auch wenn er zeitweise Massen in die Lichtspielhäuser zog: wahrscheinlich, weil es schwerfällt, sich mit ihm zu identifizieren. Man kann ihn bewundern, anhimmeln und begehren, doch letztlich bleibt da immer eine gewisse, von ihm – und ihm allein – definierte Distanz, die zu überwinden sich kaum jemand traut. Sicher auch, weil man spürt, wie gefährlich es sein kann, diesem Menschen zu nahe zu kommen – er könnte einen zerreißen mit seinen Händen oder zerfetzen mit zwei, drei gut gewählten Worten. So die Einschätzung von seinerzeit. Einmalig die Intensität und Selbstverständlichkeit, mit der er dieses Auftreten personifizierte. Einzig Ralph Fiennes oder der göttliche Rupert Everett könnten ihm heutzutage das Wasser reichen.

**„Maskerade“ war sein größter Erfolg: „Maskerade“ hieß sein berühmtester Kinofilm. Eine „Maskerade“ – nämlich die des Verwirrspiels um „Viktor & Viktoria“ in der Urversion – verhalf ihm zu großer Popularität. Eine „Maskerade“ verhalf ihm zur Flucht, eine weitere schließlich zu einem neuen Leben.**

Adolf Wilhelm Anton Wohlbrück, am 19. November 1896 in Wien geboren, entstammte einer Künstlerfamilie. Großvater Adolf war in Variété-Theatern aufgetreten, Vater Adolf hatte es zum Zirkus gezogen. Und so war es nicht weiter überraschend, dass auch Adolf III. eine Bühnenkarriere anstrebte. Doch bevor diese, nach Ausbildung in Wien und Berlin, für den Max-Reinhardt-Schüler so recht beginnen konnte, brach der Erste Weltkrieg aus. Wohlbrück geriet in Gefangenschaft und gründete das legendäre „Aucher Gefangenschaftstheater“. Nach dem Krieg trat er auf Bühnen in München, Dresden und Berlin auf. Als Stummfilmdarsteller brillierte er durch die Eleganz seiner Bewegungen und seine Mimik. Sein Timbre, seine sonore, elegante wie präzise Sprache aber machte ihn beim Tonfilm einzigartig. Wäre er kein prinzipientreuer und politischer Mensch gewesen, hätte er wohl eine noch brillantere Karriere machen können. Unvergesslich bleibt sein Auftritt in Willy Forsts *Maskerade* anno 1934. In seiner Rolle als süffisant-charmanter Künstler verführte er die Damen der Oberschicht in Serie. Als die Gattin eines ehrbaren Chirurgen

nur mit Muff bekleidet zeichnet, entfesselt das frivole Bild einen veritablen Skandal. Erst die brave Paula Wessely schafft es, die Wogen zu glätten und dem umtriebigen Galan die Fesseln der Ehe anzulegen.

Ein „Schicksal“, das den bekennenden Homosexuellen Wohlbrück im realen Leben nie ereilte. Als Max Ophüls nach dem Krieg nach Europa zurückkehrte, drehte er Schnitzlers *La Ronde* in Frankreich. Er fügte dem Original-*Reigen* die Figur eines Spielleiters in Gestalt des feinsinnigen Wohlbrück hinzu. In einer fünfminütigen Kamerafahrt verwandelt dieser ein Pariser Filmstudio in das nostalgisch-morbide Wien des Fin de Siècle. Mit Zylinder, Frack und Spazierstock setzt er Schnitzlers Liebeskarussell in Gang.

## „Londons berühmtester Frauenkenner“

Brillant auch eine andere Filmrolle, die ihm auf den Leib geschrieben scheint: In Reinhold Schünzels flottem, 1933 entstandenen Travestie-Klassiker *Viktor und Viktoria* hatte er als „Londons berühmtester Frauenkenner“ seine liebe Not mit der Enttarnung eines Damenimitators, dessen Part tatsächlich eine Dame übernommen hatte – nicht das einzige Wohlbrück-Werk, das zu Spekulationen über seinen speziellen Charme Anlass gab, als seine zeitlebens weltmännisch-dezent verschwiegene, wiewohl nicht verheimlichte Homosexualität offengelegt wurde. Amüsant in dem Zusammenhang ein Bericht aus dem Jahr 1940: „Wenn jemals jemand Polizeischutz vor allzu leidenschaftlichen weiblichen Fans brauchen sollte“, schrieb das britische Magazin *Picturegoer*, „dann ist es dieser scheue, sechs Fuß große, gutaussehende junge Wiener Schauspieler mit seinem bezaubernden Akzent und aufrichtigen Grauen vor Publicity.“ Die Schlussfolgerung des Artikels: Der vor kurzem exilierte Darsteller



Adolf Wohlbrück war einer der präzise-  
sten wie wandlungs-  
fähigsten Darsteller  
der Filmgeschichte  
– sowie einer jener  
gar nicht so vielen  
Menschen des 20.  
Jahrhunderts, an  
deren Courage und  
politischer Prinzipien-  
festigkeit sich jeder  
ein Beispiel nehmen  
könnte.

sei „die öffentliche Bedrohung Nummer eins, soweit es sein weibliches Publikum betrifft“ – von seiner Homosexualität sollte die Öffentlichkeit damals also lieber nichts erfahren.

Angefeindet aufgrund seiner jüdischen Abstammung und seiner klar und lautstark geäußerten Kritik am nationalsozialistischen Regime, emigrierte Wohlbrück 1936 via Frankreich und Hollywood nach England, wo er im Film-business Fuß fassen konnte.

Verblüffend klingt Walbrooks Behauptung, dass er beim Film und im Theater bei Besetzungen oft übergangen wurde, bis er sich den charakteristischen Bart wachsen ließ, als er für die Rolle von Johann Strauß vorsprach: „Ich verdanke alles meinem Oberlippenbart – außer meinem Talent“, sagte er später. Ein Talent, das er nebst seiner Aura vielfältig auch im Exil unter Beweis stellte. In Thorold Dickinsons Thriller *Gaslight* demonstrierte er die dämonische Mixtur aus Eleganz und Sadismus als makelloser Gatte mit sadistischen Neigungen. Walbrooks Rollen in den Filmen von Englands Meisterduo Michael Powell und Emeric Pressburger waren Highlights.

Beispielhaft spielte er den „guten

Deutschen“ im Epos *The Life and Death of Colonel Blimp*. In einem atemberaubenden Monolog präsentierte er, was dem ebenfalls emigrierten Pressburger am Herzen lag. Walbrooks Darstellung des unnachgiebigen, charismatischen Ballett-Impresarios in *The Red Shoes* lässt sich auch als Alter Ego Powells auf seiner Suche nach dem „totalen Kino“ verstehen.

Mit Otto Preminger drehte er *Saint Joan*, mit Hildegard Knef ein Remake des Film-noir-Klassikers *Laura*. Bezeichnenderweise blieb er seinem Rollenfach aus deutschsprachigen Tagen treu. Er gab den Bonvivant, den Mann von Welt – der sich manchmal als Verlorener entpuppt: ein Mensch, der in einer abendländischen Kultur lebt, der nichts fremd ist und die sich keiner Einsicht, keiner Erfahrung verschließt. Sein Akzent wurde ihm so zum Reisepass auf einer anderen Erde, wo Aufklärung Alltag und Wirklichkeit ist, nicht bloß ein Ideal.

#### Ohne Maskerade

„Eine klare Schärfe ist in der Aussprache selbst in Momenten von Zärtlichkeit und Nähe, Intimität; eine unterschwel-

lige Grausamkeit, der man sich auch lustgewinnbringend hingeben könnte; und in all dem eine Ironie, die Ausdruck ist einer Kultur, bei der sich Leidenschaft und Intellekt aufs Feinste die Waage halten. Bedingungslos, unbedingt ist bei Wohlbrück wenig. So sehen Kosmopoliten aus, so klingen sie. Selbst wenn er bloß ‚Sacher-Konfekt?‘ anbietet, merkt man, wie entscheidend für sein Spiel die Stimme und die Textarbeit sind – was er mit den Worten macht, bewegt den Körper; hat man das nicht, fehlt etwas in seiner Erscheinung. Stumm konnte Wohlbrück durchaus beeindruckend sein – im Tonfilm war er schlicht ein Phänomen.“ So beschrieb ihn Alexander Horwath vom Österreichischen Film-museum.

1947 nahm Wohlbrück/Walbrook die englische Staatsbürgerschaft an. Nach Österreich kehrte er nie wieder zurück. Es hat ihn von Seiten des offiziellen Österreich auch keiner danach gefragt. Er verstarb 1967, nachdem er während einer Theater-Tournee in München auf der Bühne zusammengebrochen war. Elegant, versteht sich. Seine Urne wurde überführt und, seinem testamentarisch verfügten Wunsch entsprechend, auf dem Londoner Friedhof St. John's Church beigesetzt. Ohne Maskerade.

*nu*

# Theda Bara: Der erste Vamp der Filmgeschichte

VON RENÉ WACHTEL

Theodosia Burr Goodman wurde 1885 als ältestes von drei Kindern in Cincinnati in eine typische jüdische Familie geboren. Der Vater kam aus Polen und war ein wohlhabender Schneider, die Mutter stammte aus der französischen Schweiz. Theda, wie sie gerufen wurde, studierte zunächst an der Universität von Cincinnati Philosophie und Psychologie. Aber ihre Liebe galt von klein auf der Schauspielerei, weshalb sie, sehr zum Missfallen ihres Vaters, 1905 das Studium sausen ließ. 1908 ging sie nach New York und trat in den vielen Vaudeville-Theatern, den Vorläufern der großen Musical-Bühnen am Broadway, in kleineren Rollen auf. Einige Zeit tingelte sie auch mit einer Wanderbühne quer durch Amerika. Wieder zurück in New York, versuchte sie es beim Stummfilm, der neuen großen künstlerischen Errungenschaft des 20. Jahrhunderts. Damals galt noch New York als Hauptstadt des Films, erst Mitte der 1910er-Jahre übersiedelten die meisten Studios nach Los Angeles. 1915 bekam Theda ihre erste Filmrolle in einem Stummfilm. Und im selben Jahr begann ihr Stern aufzugehen.

Der Produzent William Fox suchte für die weibliche Hauptrolle in dem Filmdrama *A Fool There Was* – nach einem Gedicht des englischen Schriftstellers Rudyard Kipling, der mit *Tarzan* einen Weltbestseller schrieb – noch eine Darstellerin. Bei einem Casting fiel ihm Theda Bara, wie sie sich als Schauspielerin nannte, auf: Ihre exotische Ausstrahlung, der durchdringende Blick, die Haare, die sie von blond auf schwarz umgefärbt hatte, um geheimnisvoller zu wirken, und ihre Figur faszinierten ihn. Theda spielte in dem Streifen eine verruchte Frau, die mit ihrem Sex-Appeal unbescholtene Män-

ner verführt und zugrunde richtet. Ihr letztes Opfer lernt sie auf einem Ozeandampfer kennen. Mit ihren sexuellen Reizen macht sie den jungen Mann komplett gefügig, auch seine Eltern können ihn nicht retten. Am Schluss des Filmes stirbt der Mann. In der letzten Szene steht sie an seinem Grab und streut Blütenblätter auf den Leichnam. Der Untertitel dazu war *Kiss me, my fool* – ein Ausspruch, der in die US-Umgangssprache Eingang gefunden hat.

Der Film war die Geburtsstunde des Typus „Vamp“, der männermordenden Frau, die mit ihrer ungezügelten Sexualität die Männer um den Verstand bringt. Der Film war in vielerlei Hinsicht sehr gewagt. Da es noch keine Filmzensur gab, waren provokante sexuelle Szenen möglich und die hatte der Film zur Genüge.

*A Fool There Was* wurde zu einem sensationellen Erfolg. William Fox gab Theda Bara gleich einen neuen Vertrag, der sie 1919 exklusiv an die Fox Film Corporation band. Und er startete eine beispiellose Werbekampagne mit seinem verführerischen Star. In den Medien wurde lanciert, dass der Name Theda Bara ein Anagramm von Arab Death und sie eigentlich die Tochter eines arabischen Prinzen sei, die als Kind von Wüstenbewohnern entführt und mit Schlangenblut ernährt worden sei. Fotoaufnahmen aus der Zeit zeigen sie in halbnackten, erotischen Posen und mit magischen Symbolen wie Skeletten, Krähen oder Schlangen. Die amerikanische Männerwelt lag ihr zu Füßen. Theda Bara erzählte später: „Ich bekam pro Woche tausende Briefe von Männern aus ganz Amerika, die von mir träumten, und viele, viele Heiratsanträge!“

Es folgten in kurzen Abständen



Filme mit historisch-exotischen Figuren – *Carmen*, *Salome*, die Julia in *Romeo und Julia*, und natürlich war sie auch die erste *Cleopatra* der Filmgeschichte. *Cleopatra* war ihr erfolgreichster Stummfilm, ihre Gage belief sich auf die für damalige Verhältnisse riesige Summe von 4.000 Dollar pro Woche, umgerechnet auf heutige Verhältnisse wären das etwa 60.000 US-Dollar wöchentlich. Eine Aufnahme von ihr als *Cleopatra* gilt als das erste Pin-up-Foto der Filmgeschichte.

Doch 1919 endete ihre Karriere abrupt: Sie wollte andere Filme drehen und nicht immer nur Vamps verkörpern. Der Vertrag mit der Fox Film Corporation wurde nicht verlängert, Männer wie William Fox wollten neue Gesichter auf der Leinwand sehen. Theda Bara erschien ihnen mit nicht einmal 35 Jahren zu alt. Zwischen 1920 und 1926 drehte sie noch zwei weitere Filme, die aber kommerziell nicht erfolgreich waren. Insgesamt wirkte der Stummfilmstar, der nie einen Tonfilm drehte, in 38 Filmen mit, doch bis auf ihren ersten – *A Fool There Was* – sind alle verschollen. Vermutlich wurden sie beim großen Brand in den Fox Studios 1937 zerstört.

Nach ihrer Heirat mit dem Regisseur Charles Brabin hatte sie sich allmählich vom Filmgeschäft zurückgezogen. Das Paar übersiedelte von Hollywood zurück nach Cincinnati, der ehemalige Vamp wurde eine der bekanntesten Gesellschaftsdamen in Ohio. Sie starb am 7. April 1955, 70-jährig, an Krebs. 1960, fünf Jahre nach ihrem Tod, wurde sie mit einem Stern am Hollywood Walk of Fame geehrt.

nu

# Film ist Sex - Jüdischer Film ist besserer Sex

**Sexualitäten – in all ihren lebendigen Möglichkeiten – sind in zahlreichen jüdischen Filmen identitätsstiftend.**

VON FRANK STERN

Der neue Spielfilm *Ungehorsam* mit und von Rachel Weisz beginnt in einer orthodoxen Londoner Synagoge mit der Ansprache des Rabbiners: „Am Anfang schuf HaSchem drei Arten von Wesen, die Engel, die Tiere und die Menschen. Und die Engel erschuf er aus seinem bloßen Wort. Die Engel haben keinen Willen, Böses zu tun; denn sie können sich nicht von dem frei machen, wofür er sie bestimmt hat. Bei den Tieren sind es allein die Instinkte, die sie leiten. Auch sie folgen den Befehlen ihres Schöpfers. Die Tora sagt, HaSchem verbrachte fast sechs volle Tage mit der Schöpfung. Dann kurz vor Sonnenuntergang nahm er sich eine kleine Handvoll Erde, und aus ihr erschuf er den Mann und die Frau. Nur eine Fußnote oder die Krönung seiner Schöpfung. Also was ist das, Mann, Frau? Es ist ein Wesen mit der Möglichkeit, ungehorsam zu sein. Wir sind von allen Wesen die einzigen, die einen freien Willen haben.“ Was er noch sagen sollte, wird durch einen tödlichen Herzinfarkt unterbrochen, auf welchen Ungehorsam er anspielen wollte, zeigt der Film dann jedoch in einer derart faszinierenden jüdischen Intensität, dass der Film in Österreich und Deutschland bisher keinen Verleih finden konnte.

## **Ein modernes Hohelied lesbischer Liebe**

Jüdische Tradition, Glaube und gelebte Sexualitäten sind ein Fokus des



„Ungehorsam“ mit Rachel McAdams (links) und Rachel Weisz, basiert auf dem Roman „Disobedience“ von Naomi Alderman

heutigen jüdischen Filmschaffens in der Diaspora und in Israel. In *Ungehorsam* verstößt der Rabbiner seine Tochter, da er sie beim Liebesspiel mit einer anderen jungen orthodoxen Frau der Gemeinde erwischt hatte. Das Paar wurde zum Gemeindeskandal. Nun, nach dem Tod des Vaters, kehrt sie aus der Fremde zurück. Die verlorene Tochter kehrt heim. Liebe, Begehren und Leidenschaft entflammen erneut zum Entsetzen des Ehemannes der Zurückgebliebenen, denn er soll eigentlich die rabbinische Nachfolge antreten. Ein romantisches Drama und ein

modernes Hohelied lesbischer Liebe.

Liebe, körperliches Begehren, intime Zärtlichkeit und sexuelle Leidenschaft spielen in jüdischen Mainstream-Spielfilmen und TV-Serien eine zentrale Rolle, allerdings nicht im deutschsprachigen Raum, sondern eher in den USA, England, Frankreich und vor allem Israel. Dies ist Teil einer cineastischen Entwicklung vor allem in den USA, in Frankreich und natürlich Israel, wo jüdische KünstlerInnen in allen Bereichen der Filmkultur wirken und eine größere Offenheit und Akzeptanz für die Gegenwart des

Denken wir einfach daran, dass Abraham und Sarah lauthals lachten, als ihnen mitgeteilt wurde, sie würden im hohen Alter noch Sex haben und Sarah einen Buben zur Welt bringen. Der hieß dann Isaak, hebräisch Yitzchak, was soviel heißt wie: Er wird lachen.

Jüdischen vorhanden ist. Das hängt auch damit zusammen, dass sich in unserem Jahrhundert jüdische Identitäten nicht mehr allein durch die Schoa bestimmen lassen. Jüdische Identitäten, auch sexuelle, bilden sich heute spezifisch in allen Kulturen heraus, wo es eine jüdische Bevölkerung gibt. In Ländern wie den USA und Frankreich ist trotz aller antisemitischen Anfeindungen das Jüdische nicht mehr etwas kulturell Fremdes und Anderes wie im deutschsprachigen Raum, sondern Teil des filmischen Mainstreams. Jüdisches taucht in zahllosen Filmen auf, ist selbstverständlich, wird nicht mehr respektvoll als exotischer Beitrag

mit Kippa und Chanukka-Leuchter im Hintergrund wahrgenommen.

Es versteht sich, dass hierbei in jüdischer Tradition die ganz alltäglichen Katastrophen in Familien und in Geschlechterbeziehungen eine wichtige Rolle spielen, auch das sexuelle Aufbegehren jüngerer Generationen, das Coming-out in unzähligen Variationen auf der Leinwand aufscheint. Und Coming-out bezieht sich nicht nur auf gelebte Sexualitäten, sondern kann in der Darstellung orthodoxer Feministinnen wie im israelischen Film *Durch die Wand* von Rama Burshtein genauso zum Ausdruck kommen wie in der Säkularisierung von Gläubigen oder um-

gekehrt der Rückkehr in den Schoß der Orthodoxie. Das sind keine Fragen von Gut und Böse, sondern von Freiheit und Ungehorsam, also von Individualität und Verantwortung.

### Voyeurismus, der den männlichen Blick bediene

Jüdinnen und Juden, die wundervollen Sex haben, noch dazu auf der Leinwand – das schien im Mainstream-Kino lange nicht zu gehen. Doch die jüngere Generation jüdischer FilmkünstlerInnen öffnet visuelle Türen, hinter denen vermeintliche Tabus sich als das erweisen, was sie sind: gesellschaftliche Ängste vor menschlichen Wahrheiten, Bedürfnissen und dem uns seit Evas Zeiten innewohnenden Ungehorsam. Homosexualität ist im israelischen Film genauso selbstverständlich wie die visuelle Auseinandersetzung mit Körper und Sexualitäten in orthodoxen Milieus. Nun gibt es ja bei der Darstellung erotischer Nacktheit im Film sehr oft die Reaktion, es handle sich um Voyeurismus, der vor allem den männlichen Blick bediene, was zweifelsohne nicht selten ist. Doch Film lebt von der Sichtbarmachung noch der intimsten Regungen, des Körpers und der tiefen Menschlichkeit, die den Geschlechterbeziehungen in jüdischer Tradition innewohnt. Rachel Weisz hat in Interviews zu *Ungehorsam* betont, dass sie sehr lange diskutiert haben, in welchem Ausmaß die Liebeszenen in der Endfassung bleiben. Das entscheidende Kriterium ist allerdings nicht was, sondern wie dargestellt wird. Das schafft Rachel Weisz, und das schaffen auch Avi Nesher in seinem – in einer feministischen Jeschiwa spielenden – Film *Sodot/Geheimnisse* oder Jill Soloway in der brillanten, noch immer auf Amazon laufenden TV-Serie *Transparent*.

*Sodot* behandelt im Kern die Frage, ob heute Jüdinnen auch im orthodoxen Milieu Schriftgelehrte und Rabbiner werden können, ob sie nicht gleichbe-



Frankie (Lily Tomlin) und Grace (Jane Fonda)



Roy Miller  
and Tim  
Kalkhof  
in *The  
Cakemaker*  
(*Der Bäcker  
aus Berlin*)

© LAILA FILMS

rechtigt Zugang zur jüdischen Mystik, den Lehren der Kabbala, haben können. Frau muss nicht gerade Madonna heißen, um einen weiblichen Zugang zur Kabbala zu suchen. Ungehorsam und gelebte Sexualitäten sind nur Teil einer heute im jüdischen Film sich vollziehenden umfassenden Infragestellung längst überholter patriarchalischer Blicke und Perspektiven. Shulamith im Hohelied wurde noch von den Wächtern der Stadt abgestraft; in den englischen Filmen *Song of Songs* und *The Governess*, den amerikanischen Serien *Frankie and Grace* oder eben *Transparent* werden Wege weiblicher und männlicher Selbstermächtigung gezeigt, die Sinnlichkeit und Erotik nicht ausblenden, keine Absage an Jüdisches darstellen, sondern im Gegenteil die Vielfalt jüdischen Lebens mit der Vielfalt gelebter Sexualitäten zusammenbringen.

### Trans-parent, Trans-gender, Trans-jüdisch

Jill Soloway, die Autorin und Regisseurin von *Transparent*, verbindet in ihrer TV-Serie das Suchen nach individuellem Jüdischsein, nach sexuellen Identitäten mit Problemen des generationellen Zusammenhangs, der Trans-Mission von Traumata und Erfahrungen. Die kalifornisch-jüdische Familie mit Wurzeln im Baltikum und Berlin vor der Nazizeit hat über Generationen für sich selbst und für die Umwelt um biologische und soziale Geschlechter, um die Umwandlung von Mann zur Frau, gleichgeschlechtliche und heterosexuelle Beziehungen zu ringen. Die Übergänge, wie sie in

## Liebe, körperliches Begehren, intime Zärtlichkeit und sexuelle Leidenschaft spielen in jüdischen Mainstream-Spielfilmen und TV-Serien eine zentrale Rolle, allerdings nicht im deutschsprachigen Raum.

der Serie dargestellt werden, sind fließend, jüdische und sexuelle Identität nicht voneinander zu trennen, was in innovativen Flashbacks ins Berlin der frühen 1930er Jahre und in der Rolle des Arztes und Sexualforschers Magnus Hirschfeld zum Ausdruck kommt. Die Einbeziehung der kalifornischen Transgender-Community in die Produktion des Filmes zeigt die Offenheit jüdischer FilmemacherInnen, über die eigenen Milieus dramatisch und komödiantisch hinauszugehen.

Wie auf unterhaltsame Weise mit Coming-out und Schwulsein umgegangen werden kann, zeigt Jane Fondas amüsante TV-Serie *Frankie and Grace*, in der sie auch eine der weiblichen Hauptrollen spielt. Ein jüdischer und ein nichtjüdischer Anwalt, verheiratet, wohlhabend und mit erwachsenen Kindern, haben ihr Coming-out und gestehen ihren Familien, dass sie seit vierzig Jahren ein schwules Paar sind. Mehr sei nicht verraten über Sexualitäten im fortgeschrittenen Alter...

Im israelischen Film, in Koproduktionen mit europäischen Ländern, gibt es zahlreiche Filme, die der Entwicklung homosexueller Beziehungen gewidmet sind, seien es *Yossi und Jagger*, deren Probleme als Offiziere der israeli-

schen Armee gezeigt werden, oder das neue Drama *Der Bäcker aus Berlin*.

Es ist auch hilfreich, sich angesichts der Fülle von Darstellungen jüdischer Herangehensweisen in diesen und anderen Filmen und Serien bewusst zu machen, dass nicht die katholische oder protestantische Sexualethik die Kreativität jüdischer FilmemacherInnen bestimmt; denn fröhlicher Sex und kreativ gelebte Körperlichkeit sind keine Sünde, sondern sollten Erfüllung bringen. Auch hier gibt es eine Fantasie fordernde Differenz zur christlich geprägten Umwelt in Europa und den USA, die in zahlreichen Filmen zu finden ist. Filmhandlung und Dialoge klammern oft nichts aus, sollen provozieren und beziehen sich in ihrem Bildreichtum auf den reichhaltigen Fundus biblischer und anderer jüdischer Quellen. Es kommt nur immer darauf an, wie wir diese Quellen lesen, verstehen und wie RegisseurInnen diese in moderne Bilder umsetzen. Denken wir einfach daran, dass Abraham und Sarah lautlachten, als ihnen mitgeteilt wurde, sie würden im hohen Alter noch Sex haben und Sarah einen Buben zur Welt bringen. Der hieß dann Isaak, hebräisch Yitzchak, was soviel heißt wie: Er wird lachen. Soviel zum besseren Sex. *nu*



„Avalon“ ist Barry Levinsons persönlichstes Werk, eine melancholische Liebeserklärung an die Immigrantenkultur.

# „Avalon“: Zwischen Shtettkultur und amerikanischem Traum

VON ANDREA SCHURIAN

Der Hügel Glastonbury Tor soll einst die magische Insel Avalon gewesen sein, das Zentrum weiser Druiden, Rückzugsort König Artus' und Versteck des Heiligen Grals. Für Leib und Malka Krichinsky, die an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in einer Kleinstadt im Osten Russlands lebten, und ihre Kinder und Kindeskinde wird Baltimore zu diesem magischen Ort. Am 6. April 1942 erblickt in Baltimore Leibs und Malkas Urenkel Barry Levinson das Licht der Welt, der als Hollywood-Regisseur Welterfolge feiern sollte. Für *Rain Man*, in dem Dustin Hoffman einen Autisten und Tom Cruise seinen Yuppie-Bruder spielt, wurde er 1989 mit dem Oscar für die beste Regie und auf der Berlinale mit dem Goldenen Bären ausgezeichnet; *Good Morning Vietnam* mit Robin Williams wurde zum Kas-

senschlager, ebenso sein Thriller *Entführung* mit Demi Moore und Michael Douglas, mit dem er bereits 1994 ein bis heute brandaktuelles Thema behandelte, nämlich sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Die Polit-Satire *Wag the Dog* mit Dustin Hoffman und Robert de Niro, die 1998 den Silbernen Bären in Berlin einheimste, kam just in die Kinos, als die Clinton-Lewinsky-Affäre hochbrodelte. Und im vergangenen Jahr verarbeitete der 75-jährige Vielarbeiter für HBO den Wirtschaftskrimi rund um den Investmentunternehmer Bernard L. Madoff zu dem Film *The Wizard of Lies* (*Das Lügengenie*) mit Robert de Niro und Michelle Pfeiffer in den Hauptrollen.

*Avalon*, einer meiner Lieblingsfilme, ist Barry Levinsons persönlichstes Werk, eine melancholische Liebeserklärung an die Immigrantenkultur, die er als Kind kannte, und an den amerikanischen Traum. Der Film beginnt mit

der Ankunft von Sam Krichinsky, Barry Levinsons Großvater, in den USA. Es ist der 4. Juli 1914, Amerikas Nationalfeiertag. Am Himmel über Baltimore explodiert ein Feuerwerk, die Menschen tanzen auf der Straße. All das wird für ihn, einen armen, jüdischen Immigranten veranstaltet? „Was für eine Begrüßung!“ wird er später seinem Enkel (dargestellt von Elijah Wood) erzählen – und dieser Enkel wird das Schicksal der russisch-jüdischen Immigrantenfamilie, die zunächst eng zusammengeschweißt ist, aber auseinanderfällt, je heimischer sie in Amerika wird, filmisch weiter erzählen. *Avalon*, sagte Levinson einmal, sei seine Trauerarbeit für den auseinandergebrochenen, aber unersetzbaren Familienkreis.

Michael Krauss spielt den jungen Sam, als späterer Familienvater und -patron brilliert Armin Mueller-Stahl. Der Großteil des Films ist in der Wirtschaftswunderzeit nach dem Zweiten Weltkrieg angesiedelt, als die Cousins und ihre Familien aus dem gemeinsamen Haus, wo es zwar eng, aber auch heimelig war, in die Vororte zogen, Country-Clubs besuchten und vor diesem neuen Wunder, dem Fernseher, zu Abend aßen, hin- und hergerissen zwischen alter und neuer Welt, zwischen traditioneller Shtettkultur und modernem Amerika, zwischen Fremdsein und Assimilation, zwischen Erinnerung und Zukunftsträumen. Es gibt sehr traurige Momente in *Avalon*, sehr berührende und hinreißend komische Szenen, wie etwa jene, als alle 26 Familienmitglieder zu Thanksgiving um den großen Tisch versammelt sind und ein Streit entbrennt, wer denn nun den Truthahn aufschneiden dürfe. *Avalon*, schrieb der auf jiddisches, israelisches und jüdisches Filmschaffen spezialisierte Filmhistoriker Eric Goldman, erzähle die Geschichte von Juden, „für die Amerika zu ihrer Religion wird, und darüber, wie dieses Ritual, diese Geschichte, diese Erinnerung an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wird.“ *nu*

# „Nur Einbildung...“

VON DANIELLE SPERA

Wenn man heute den Film *Exodus* anspricht, so wird meist an die amerikanisch-britische Bibelverfilmung von Ridley Scott aus dem Jahr 2014 gedacht, die den Auszug der Juden aus Ägypten zum Thema hat. Das imposante Bibel-epos, das laut Filmkritik „auch für Agnostiker verträglich“ sei (epd-Film), hat allerdings nur in einem Zitat aus dem zweiten Buch Moses („Let my people go“) mit dem 1960 entstandenen, zionistischen Filmepos *Exodus* von Otto Preminger zu tun.

Der aus Wien stammende Regisseur hatte sich zum Ziel gesetzt, den weltberühmten Roman von Leon Uris, der anhand des Schicksals von Schoa-Überlebenden die Entstehung des Staates Israel beschreibt, zu verfilmen. Als Hauptdarsteller hatte er sich Paul Newman, Eve-Marie Saint und Peter Lawford ausgesucht. Esther Ofarim war in einer Nebenrolle zu sehen. Die Titelmusik, die einem, einmal gehört, nicht mehr aus dem Ohr geht, stammt von dem 1938 aus Wien geflüchteten Komponisten Ernest Gold, der dafür den Oscar erhielt.

Das Filmscript sollte ursprünglich der Autor der Romanvorlage, Leon Uris, selbst verfassen, doch Preminger war damit nicht zufrieden. Er entschied sich, ein Statement zu setzen und engagierte Dalton Trumbo, der wegen seiner Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei 1947 vor das sogenannte „Komitee für unamerikanische Umtriebe“ im US-Kongress geladen wurde, dort die Aussage verweigerte und dafür ins Gefängnis gehen musste. Das über ihn verhängte Berufsverbot umging Trumbo, indem er unter einem Pseudonym schrieb. *Exodus* war der erste Film, in dem sein Name wieder aufschien.

Erzählt wird die Geschichte der diffizilen Staatsgründung Israels aus Sicht verschiedener Protagonisten. Ausgangspunkt ist Zypern 1947, von wo aus Holocaust-Überlebende sich auf den Weg nach Palästina machen wol-



Paul Newman als Ari Ben Canaan

© RONALD GRANT ARCHIVE/MARY EVANS/PICTUREDESK.COM

len. Doch ihnen wird die Ausreise verweigert, die sie sich dann mittels eines Hungerstreiks erkämpfen. Hier treffen die US-Krankenschwester und der jüdische Freiheitskämpfer aufeinander. Die Liebesgeschichte der beiden begleitet uns durch den dreieinhalbstündigen Film. Am Ende steht nach der Staatsgründung Israels die Ermordung eines jüdischen Mädchens durch arabische Terroristen, die auch den mit der jüdischen Bevölkerung sympathisierenden arabischen Dorfanführer töten. Am Grab der beiden hält der von Paul Newman verkörperte jüdische Freiheitskämpfer die Trauerrede, erfüllt von der Hoffnung, dass der Tag kommen werde, „an dem Araber und Juden in Frieden zusammenleben werden, in diesem Land, das sie im Tod so oft geteilt haben“.

Dass sich diese Hoffnung bis heute nicht erfüllt hat, erfahren wir nahezu täglich. Mir blieb eine der Schlüsselszenen im Gedächtnis, die mich daran erinnert, dass mir eine Volksschulkollegin einmal erklärte: Mein Papa sagt, er erkennt einen Juden auf hundert Meter Entfernung... Was damit gemeint war, lässt sich in dieser Unterhaltung zwischen einem britischen Offizier und dem als britischen Soldaten verkleideten jüdischen Freiheitskämpfer

aus dem Film *Exodus* bestens verdeutlichen:

Der britische Offizier: Die Juden sind mir egal, aber sie sind doch Störenfriede, nicht wahr?

Der verkleidete Jude: Keine Frage, zwei von ihnen starten Debatten, ist ein dritter dabei, gibt es gleich eine Revolution.

Der britische Offizier: Die Hälfte sind Kommunisten.

Der verkleidete Jude: Und die andere Hälfte Pfandleiher. Außerdem schauen sie komisch aus.

Der britische Offizier: Ich kann einen Juden bereits aus weiter Ferne erkennen.

Darauf der verkleidete Jude: Würde es Ihnen etwas ausmachen, in mein Auge zu sehen, ich glaube, es ist mir etwas hereingefallen.

Der britische Offizier (kommt ganz nah): Einige von ihnen tarnen sich unter christlichen Namen, aber ein Blick genügt, dann weiß man alles.

Der verkleidete Jude: Mit etwas Erfahrung kann man sie sogar riechen...

Der britische Offizier: Ich kann in Ihrem Auge beim besten Willen nichts finden.

Der Jude: Ach, dann war es wohl nur Einbildung...

nu

# Filmwunderland Israel

VON ANDREA SCHURIAN

Von Anfang an sei seine Policy klar gewesen: „Man muss weder vor noch hinter der Kamera Jude sein, um einen Film einreichen zu können. Wir dokumentieren mit Filmen, mit Diskussionen mit Zeitzeugen die Ungeheuerlichkeiten der Nazizeit. Vierzehn Tage vor Rudolf Gelbards Tod am 24. Oktober zeigten wir noch Kurt Brazdas Dokumentation *Der Mann auf dem Balkon* über diesen so engagierten und zutiefst humanistischen Zeitzeugen. Leider war er schon so krank, dass er nicht mehr selbst teilnehmen konnte“, sagt Frédéric Kaczek, Gründungsdirektor des Jüdischen Filmfestivals Wien (jfw). „Gleichzeitig verstehen wir uns nicht als reines Schoa-Festival. Auch nicht als israelisches Filmfestival, wenngleich wir natürlich viele Filme aus dem Filmland Israel zeigen.“

## Spiegel der turbulenten Gesellschaft

In der Tat gilt Israel heute als kleines Filmindustrie-Wunderland, obwohl nach der Staatsgründung 1948 die (finanziellen) Ressourcen zunächst ausschließlich in den Aufbau des neuen Staats flossen und in den Kibbuzim fahrende Filmvorführer vor allem Propaganda- und heroische Kriegsfilme zeigten, um das zionistische Selbstbewusstsein zu stärken. Sage und schreibe 15 Filmschulen gibt es mittlerweile in Israel. Das ist, gemessen an der Einwohnerzahl, vermutlich die international höchste Dichte an cineastischen Talenteschmieden. Regisseure wie Amos Gitai zählen zur

Weltspitze. Die Biennale von Venedig zeigte diesmal gleich zwei Filme des israelischen Großmeisters: *A Letter to a Friend in Gaza* und seinen neuesten Episodenfilm *A Tramway in Jerusalem*, in dem er die verwirrenden Widersprüche seines Landes im Mikrokosmos der Straßenbahn reflektiert.

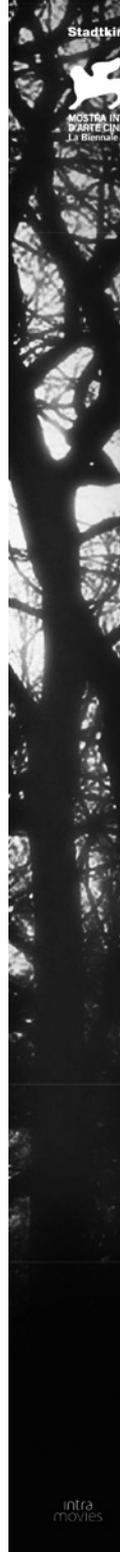
Längst ist das israelische Kino zu einem Spiegel der turbulenten und komplexen Gesellschaft des Landes geworden. Nicht zuletzt transportierten noch im vorigen Jahrhundert Kassenschlager wie die *Eis am Stiel*-Serie oder auch Ephraim-Kishon-Verfil-

In der Tat gilt Israel heute als kleines Filmindustrie-Wunderland, obwohl nach der Staatsgründung 1948 die (finanziellen) Ressourcen zunächst ausschließlich in den Aufbau des neuen Staats flossen.

mungen israelische Alltagskultur, gepaart mit jüdischem Witz und garniert mit einer Dosis Sex, in alle Welt. Unter Cineasten firmieren diese kommerziellen Unterhaltungsfilme als „Borekas“, wie man in Israel gefüllte Teigtaschen nennt, filmisches Fast Food also. Parallel zu den Borekas entwickelten Autorenfilme eine völlig neue, aufregende Filmsprache, widmeten sich sozialkritischen Themen, der Palästinenserfrage, Identitätskonflikten, zwischenmenschlichen Beziehungen.

Bekanntlich adelt einen Film nichts

so sehr wie die Nominierung für den Oscar. Zehn israelische Filme wurden seit 1964 nominiert, zwischen 2008 und 2012 wurde diese Ehre gleich vier israelischen Filmen zuteil: Joseph Cedars *Beaufort* sowie, ebenfalls von ihm, *Footnote*, Ari Folmans dokumentarischer Trickfilm *Waltz with Bashir* und *Ajami* von den israelischen Filmemachern Yaron Shani und Scandar Copti, der arabisch-christlichen Wurzeln hat. Sie alle beschäftigen sich auf sehr unterschiedliche Weise und aus verschiedenen Blickwinkeln mit





NICHTS ALS DIE WAHRHEIT

# TESTAMENT

EIN FILM VON AMICHAH GREENBERG

ORI PFEFFER RIVKA BUR HAGIT DASBERG SHAMUL SHMULIK ATZMON LIA KOENIG ORI YANIV DANIEL ADARI IZHAK HESKIA ORNA ROTHBERG MIRIAM GABRIELY  
 CINEMATOGRAPHY MISHALI EDITING GILAD INBAR CASTING ESTHER KLING CASTING AUSTRIA LISA OLAH ORIGINAL SCORE MARKUS VEENENBOS WALTER W. CHIKAN SCRIPT EDITOR SARI TURSEMAN  
 PRODUCTION DESIGN TAMAR GADISH SOUND RECORDING KLAUS KELLERMAN ALFRED TESLER SOUND DESIGN AVIV ALDEMA COSTUME DESIGN SARIT SHARABA MAKE UP HILA MINES LINE PRODUCER MATAN GAIDA  
 1<sup>ST</sup> ASSISTANT DIRECTOR SHASTAI ITZHAK EILAN CO-PRODUCERS OLIVER NEUMANN SABINE MOSER AMICHAH GREENBERG PRODUCERS YARU FIEBER JURIT ZAMIR WRITTEN AND DIRECTED BY AMICHAH GREENBERG



den israelischen Traumata – und der Möglichkeiten einer Linderung.

Der 1979 gegründete Israeli Film Fund ist mit einem jährlichen Budget von umgerechnet rund 5,3 Millionen Euro ausgestattet, um die Produktion von Spielfilmen sowie deren internationalen Vertrieb finanziell zu unterstützen. Bis zu maximal zwei Drittel der Produktionskosten werden vom IFF übernommen. „Die meisten öffentlichen Gelder fließen aber ins Militär, dementsprechend weniger gibt es für den Film“, weiß Kaczek. „Also müssen

Regisseure und Produzenten kreativ werden, Partner bei Festivals oder auf Filmmärkten finden.“

### Eine zündende Idee

Israel hat Koproduktionsabkommen mit etlichen Ländern, darunter auch mit Österreich, das Abkommen wurde 2014 unter dem damaligen Wirtschaftsminister Reinhold Mitterlehner unterzeichnet. *Das Testament* des israelischen Regisseurs Amichai Greenberg über einen orthodoxen israelischen Historiker mit österreichischen Wur-

zeln, der im Laufe seiner Recherchen entdeckt, gar kein Jude zu sein, ist so eine österreichisch-israelische Koproduktion.

Als Beispiel dafür, dass eine zündende Idee weitaus wichtiger ist als Geld, nennt Kaczek den zauberhaften Low-Budget-Film *The Band's Visit* (*Die Band von nebenan*). In seinem Kinodebüt erzählt der Regisseur und Drehbuchautor Eran Kolirin, wie es einem ägyptischen Polizeiorchester aus Alexandria ergeht, das zu einem Kulturfest in Israel eingeladen ist. Aufgrund der falschen Aussprache des Ortsnamens landet das Orchester statt in Petah Tikva im Provinznest Beit Hatikva. Und dort gibt es, wie sich bald herausstellt, kein arabisches Kulturzentrum.

*The Band's Visit*, in Israel mit acht Ophir Awards dekoriert, lief übrigens auch beim Jüdischen Filmfestival. Dessen überwiegend junges Publikum ist mehrheitlich nichtjüdisch. „Meine Motivation, das Festival zu gründen, war, durch die Rezeption dieser Filme Vorurteile gegenüber Juden zu bekämpfen – auch wenn ich nur einen Menschen zum Nachdenken bringe, ist es gut. Immer wieder gibt es ja Diskussionen darüber, ob wir Filme zeigen sollen, die Israels Politik kritisch beleuchtet. Die werden zwar in Israel prämiert, aber man will nicht, dass sie in einem Land mit latentem Antisemitismus wie Österreich gezeigt werden. Die Frage ist: Was ist zumutbar? Meiner Meinung nach alles. Ideal wären natürlich in dieser Hinsicht amerikanische Verhältnisse: Weniger Antisemitismus, dafür mehr jüdische Normalität auf der Leinwand.“

nu

[www.jfw.at](http://www.jfw.at) <http://intl.filmfund.org.il/>



# Sorgerechtsstreit auf Jiddisch

VON KATRIN NUSSMAYR

Warum kann er denn nicht Hut und Mantel tragen, wie alle anständigen Männer? Das fragt den Witwer Menashe sein zehnjähriger Sohn, das fragt auch so manch anderes Gemeindemitglied. Menashe geht nicht darauf ein. Er streift lieber nur mit einer Kippa auf dem Kopf und dem Gebetsmantel unter der Weste durch die Straßen von Borough Park, Brooklyn. In diesem Stadtteil von New York lebt eine der größten orthodoxen jüdischen Gemeinden außerhalb Israels. Es ist ein abgeschotteter, auf den ersten Blick befremdlicher Mikrokosmos, dessen Bewohner nach strengen religiösen Gesetzen leben und ihren Alltag strikt nach alten Traditionen regeln. Einen Blick in diese Welt – und auf die Konflikte, die auftreten, wenn religiöse Prinzipien im Widerspruch zu persönlichen Sehnsüchten stehen – bietet Joshua Z. Weinstein's Film *Menashe*, der gerade in den österreichischen Kinos angelaufen ist.

Dessen Titelfigur ist so etwas wie der schrullige, tollpatschige Außen-seiter im chassidischen Viertel. Jeden

Morgen hievt sich der stämmige Mann aus dem Bett, wäscht sich die Hände in einer Plastikschüssel, zwirbelt sich hastig die langen Schläfenlocken hinter die Ohren und eilt bereits verschwitzt in den koscheren Supermarkt, wo er arbeitet. Bei den ehrwürdigen Mitgliedern der Gemeinde kommt sein liebevoll-verpeiltes Auftreten nicht allzu gut an. Doch seinen Sohn weiß er mit seinen Späßen stets zu unterhalten. Zeit mit ihm muss er sich allerdings erkämpfen oder erhaschen: Ein Kind hat mit Mutter und Vater aufzuwachsen, hat der Rabbi nach dem Tod von Menashes Frau entschieden und die Erziehung des jungen Rieven dessen überheblichem Onkel Eizik zugeteilt. Will Menashe seinen Sohn zurück, müsste er wieder heiraten – doch an einer erneuten Ehe hat er keinerlei Interesse ...

Seinen Konflikt lotet der Film behutsam aus: Man sieht, wie er sich auf ein katastrophales, von einer Heiratsvermittlerin arrangiertes Date einlässt und sich ehrlich bemüht, seine schäbige kleine Wohnung aufzuhübschen – und auf der anderen Seite auch, wie er sich an geselligen Saufabenden dem

Schnaps hingibt, in ritualisierter Form, mit geleierten jiddischen Liedern, oder schlicht nach Feierabend mit den hispanischen Kollegen im Supermarktlager. Faszinierend sind die Szenen, in denen der orthodoxe Alltag, vom Ankleiden bis zum Studium heiliger Texte, geschildert wird. Über weite Strecken wirkt der Film wie aus der Zeit gefallen – die chassidische Gemeinde lehnt viele Aspekte des modernen Lebens ab, Menashe hat etwa nur ein altes Klapphandy –, nur selten blitzt durch, dass außerhalb dieser Straßen eine technologisierte Großstadt existiert.

Es ist ein ungeschönter, mutiger Blick auf das orthodoxe Leben, den Weinstein, der davor nur Dokus gedreht hat, hier wagt. Dem säkularen, in New York aufgewachsenen Juden war die Parallelwelt der Chassiden früher selbst fremd. „Ich wollte diesen Film machen, weil er unmöglich war“, sollte er später sagen. Auf YouTube fand er dann seinen Hauptdarsteller Menashe Lustig – er ist der erste chassidische Jude, der auf der Videoplattform aktiv wurde. Die Geschichte des Films weist starke Bezüge zu Lustigs eigener Biografie auf; als frommer Jude, der ohne Fernsehen, Zeitungen oder Restaurants aufgewachsen ist und heute mit chaplinesken Comedy-Clips unterhält, öffnet er die Tür zu dieser geschlossenen Gesellschaft einen Spalt breit. Und bleibt Teil davon, auch wenn er – was nicht alle gern sehen – gerade dabei ist, sich eine Karriere in der „koscheren Unterhaltung“ aufzubauen.

Gedreht wurde mitten im orthodoxen Viertel unter viel Einsatz von Improvisation. Zu sehen sind nur Laiendarsteller (herausragend: der junge Ruben Niborski, Sohn jüdischer Gelehrter, als Menashes Sohn), deren Muttersprache Jiddisch ist – eine Sprache, die im Film durchgehend gesprochen wird, obwohl Weinstein sie gar nicht versteht. Den Seher hindert das nicht, die Fartsvayflung Menashes, dieses lebenswerten Schlimazels (Pechvogels), mitzufühlen. Ein wunderbar warmherziger Film, der Beachtliches schafft: Das Befremdliche nahbar zu machen.

*nu*

*Der Artikel erscheint mit freundlicher Genehmigung der Tageszeitung „Die Presse“.*

Stella Levi am  
Seder-Tisch

# „Zwischen Hoffnungsschimmer und Leiden“



© REDEMPTION BLUES

VON IDA SALAMON

In einer kleinen Wohnung am Washington Square in New York sind die Vorbereitungen für einen Seder-Abend in vollem Gange. Stella Levi bewegt sich souverän durch ihre Küche, es riecht nach Oregano, Olivenöl und frisch gebackenen Köstlichkeiten. Langsam versammeln sich die Gäste aus Stellas großer Familie. Stella ist 95 Jahre alt, eine sephardische Jüdin, Auschwitz-Überlebende und eine weltoffene Frau, die sich nicht gerne von anderen Menschen als Jüdin unterscheiden lässt. Auch über die Schoa mag sie nicht sprechen. Die Tradition ist ihr sehr wichtig, aber sie schafft ihre eigene: Sie nimmt einen knusprigen Brotlaib aus dem Ofen und setzt sich an den Kopf des Tisches. Die gebürtige Italienerin Stella Levi ist eine von insgesamt sieben Protagonistinnen in Peter Stastnys Dokumentarfilm *Redemption Blues*. Jeder von ihnen führt uns durch die eigene Lebensgeschichte von New York bis Wien.

Der Film beginnt in einem Ort in der jetzigen Ukraine, wo die Mutter des Regisseurs, Edith Stastny, geboren wurde. Im Jahr 2002 hat er sich mit ihr auf eine berührende Entdeckungsreise begeben, „einer Art Erlösung von den massiven Schäden, die meine Familie und ganz Europa im 2. Weltkrieg erlitten hat“, sagt der gebürtige Wiener, Wahl-New-Yorker und Psychiater Peter Stastny.

**NU: „Redemption Blues“ ist bereits Ihr fünfter Film. Schon in den 1990er-Jahren begannen Sie, neben Ihrer psychiatrischen Praxis, Filme zu drehen. Was hat Sie dazu bewogen?**

**Stastny:** Am Anfang meiner Filmarbeit ging es mir in erster Linie darum, wichtige Entwicklungen der Psychiat-

rie zu dokumentieren. Mein erster Film *Nerve (Nervenkriege)* war ein Porträt von vier ehemaligen Psychiatriepatienten, die zu Aktivisten wurden. Danach kam *In The House*, eine Gruppenarbeit mit Jugendlichen auf einer stationären Psychiatrie. Die Stimmen der Patientinnen und Patienten mussten gehört werden. Aber die Kriegserfahrungen meiner Eltern ließen mir keine Ruhe, so kam es zu dem Film *Gespräch im Gebirg*, wo ich mit Paul Celans Geschichte eine Brücke zwischen konkreten Erfahrungen und deren literarischer Interpretation schlagen wollte.

**War der Film ein Versuch, Wege jenseits der grausamen Geschichte der Schoa zu finden?**

Von meiner Seite hat weder die Fixierung auf Erinnerung und mahnende Zeitzeugenberichte noch die Suche nach Gott innerhalb einer religiösen Lebensform etwas weitergebracht. Späte Trauerarbeit im Rahmen unseres heutigen Lebens und ein musikalischer Faden, der sich zwischen Hoffnungsschimmer und ewigem Leiden spannt, haben mir dabei geholfen.

**Nach welchen Kriterien haben Sie die Zeitzeugen ausgesucht?**

Das Projekt begann mit einer Einladung an Dutzende Zeitzeugen zu Fokusgruppen, in denen wir Fragen zu deren heutigem Leben und Zukunftsperspektiven stellten. Außerdem wollte ich wissen, inwieweit sie sich eine filmische Zusammenarbeit vorstellen konnten. Dabei stachen einige Personen heraus, die meiner Wahrnehmung nach Wichtiges für die heutige Zeit zu sagen hatten, und deren Darstellungs- und Ausdruckskraft mich tief berührte. Aus meiner Begegnung mit Stella Levi entwickelte sich eine langjährige Freund-

schaft und Zusammenarbeit, die bis heute besteht.

**Haben Sie die Protagonisten des Filmes auch mit den Augen eines Psychiaters betrachtet?**

Die kurze Antwort ist nein. Das Thema wurde im Film von zwei Protagonistinnen aufgebracht, aber ich versuche auch, meinen PatientInnen nicht oder jedenfalls nicht nur als Psychiater zu begegnen. Es ist vielleicht schwer zu glauben, aber ich bin keiner, der ständig die Menschen in seiner Umgebung analysiert oder über ihre privaten Neurosen nachdenkt. Gleichzeitig versuche ich aber zu verstehen, was ihnen Hoffnung und Lebenskraft gibt, und worunter sie manchmal leiden. Mich interessiert mehr ihre eigene Auslegung ihrer Geschichte und Geschichten als irgendeine Interpretation meinerseits, die ich ihnen aufsetzen könnte. Im Film war ich Erzählungen auf der Spur, die in erster Linie nicht die Vergangenheit beleuchten, sondern etwas sein könnten, woran sich meine und die nächsten Generationen anhalten können.

**Welche Botschaft wollten Sie mit dem Film vermitteln?**

Menschen, die sich heute nicht an den sich ewig wiederholenden Erinnerungen anhalten können, suchen nach einem Vorausblick. Die enge Sicht eines verfolgten Judentums und der religiöse Weg sind für viele eine Sackgasse. Auch gibt es noch eine Chance auf späte Trauer, die sich nicht durch Abbildung der Schoa-Gräuel erwirken lässt. Jetzt, wo die erste Generation bald ausgestorben ist, brauchen wir emotionelle und politische Leitlinien, die weiterführen. Dazu soll der Film einen kleinen Beitrag leisten.

nu

# „Foxtrot“ – ein Film schlägt hohe Wellen

VON MICHAEL REINPRECHT

*Foxtrot* war im vergangenen Jahr der am meisten gefeierte Film im Gelobten Land – aber auch der umstrittenste, denn er rührt an ein Tabu: Er kritisiert die israelische Armee. Der 1962 in Tel Aviv geborene Regisseur Samuel Maoz hatte 1982 selbst als Panzerfahrer im Krieg gegen den Libanon gedient. Als zwanzigjähriger Mann, der noch nie mit Gewalt konfrontiert war, hatte er nun, wie er sagte, den Auftrag, Menschen zu töten. Seine Erfahrungen verdichtete er später zum vielfach ausgezeichneten Antikriegsplädoyer *Lebanon*, das 2009 – übrigens als erster israelischer Film – in Venedig mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnet wurde.

Acht Jahre später, 2017, erhielt Maoz den Silbernen Löwen für *Foxtrot*. Auch in Israel wurde der Film mit Auszeichnungen überhäuft, so erhielt er sieben von zehn der begehrten Ophir-Awards, was schließlich auch die israelische Oscar-Nominierung brachte. Allerdings applaudierte die israelische Kulturministerin Miri Regev, als der Film, der in Venedig mit dem Großen Preis der Jury ausgezeichnet worden war, in Hollywood dann doch nicht in die engere Auswahl kam: *Foxtrot*, sagte die ehemalige Armeesprecherin und jetzige Kulturministerin bereits im Vorfeld der Ophir-Verleihung, unterminiere den Staat Israel. Er leiste dem BDS-Movement, das Israel Apartheid-Politik vorwirft und zum Boykott Jerusalems aufruft, Schützenhilfe. „Als Mutter, deren Kinder in Israel Militärdienst leisten, schäme ich mich dafür, dass die israelische Filmakademie einen Film für die Oscar-Nominierung ausgewählt hat, der Lügen über Israels

**Vielfach ausgezeichnet, von der europäischen Kritik bejubelt: Der Film „Foxtrot“ des israelischen Regisseurs Samuel Maoz berührt die jüdische Seele – und hat zugleich in Israel eine breite Debatte und Widerspruch hervorgerufen.**

Armee verbreitet“, wurde Regev damals in der *Jüdischen Allgemeinen* zitiert.

## **Foxtrott mit dem Maschinengewehr**

Mit vielen Rück- und Vorblenden erzählt Samuel Maoz die Geschichte eines Vaters und einer Mutter, die zu zerbrechen drohen, als sie erfahren, dass ihr Sohn als tapferer Soldat beim Einsatz an der libanesisch-israelischen Grenze gefallen sei.

Als drei Tsahal-Soldaten bei den Feldmans auftauchen, bedarf es keiner Worte. Dafna Feldman fällt in Ohnmacht, ihr Mann Michael steht unter Schock. Der Schmerz der Eltern bekommt eine neue Dimension, als sich die Nachricht als Verwechslung herausstellt: Es ist ein anderer Jonathan Feldman, der im Einsatz für Israel gefallen ist. Die Folgen dieser Verwechslung ziehen ein weiteres tragisches Ereignis, weitere Verwechslungen nach sich. In der Tat ähnelt des Filmgeschehen einem mysteriös-metaphorischen Tanz, der die Beteiligten immer wieder an den Ausgangspunkt zurückführt.

Jonathan ist indessen mit seinen Kameraden an einem einsamen Kontrollposten an einer Versorgungsstraße im Norden des Landes. Langeweile macht sich breit. Die 18-jährigen Soldaten vertreiben sich die Zeit mit Musik, der Tanz (Foxtrott mit dem Maschinengewehr) ist skurril. Endlich

rollt ein Auto heran, ein palästinensisches Paar will durch, auf dem Weg zu einer Hochzeit. Später nähert sich ein Wagen mit jungen Palästinensern in Partylaune, im Computer liegt nichts gegen sie vor. Als das Kleid eines Mädchens in der Wagentür klemmt, öffnet sie die Beifahrertür, eine Getränkedose kullert heraus. Die Soldaten vermuten eine Granate zu erkennen und schießen ihre Magazine leer. Zurück bleibt ein zerschossener Wagen mit den toten Insassen. Der später eingesetzte Caterpillar, der das Auto mit den Leichen vergräbt, erinnert eine wenig an die Bagger, welche von Palästinensern illegal errichtete Häuser dem Erdboden gleichmacht.

## **Ein „surrealer Trip“**

Es sind Szenen wie diese, die unter die Haut gehen und in Israel – vor allem seitens der Regierung – teils heftige Kritik ausgelöst haben. Freilich sind es auch Samuel Maoz' eigene Erfahrungen als Soldat. Sein Film, sagte er in einem Interview mit der Tageszeitung *Der Standard*, sei ein „surrealer Trip in das Innere der israelischen Psyche“. Zahllose ehemalige Soldatinnen und Soldaten suchen Hilfe beim psychologischen Dienst der israelischen Verteidigungskräfte. An posttraumatischer Belastungsstörung leiden aber nicht nur jene, die an Kampfhandlungen teilgenommen haben,



## Regisseur Samuel Maoz im O-Ton

**Regisseur Samuel Maoz erhielt den Grand Jury Preis für den Film „Foxtrot“, Filmfestival in Venedig**

sondern vielfach auch Armeeangehörige, die „nur“ in den besetzten Gebieten im Einsatz waren. „Die Besatzung zerstört uns“, sagt der Schriftsteller und Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels, David Grossman. In seinem Roman *Eine Frau flieht vor einer Nachricht* verarbeitete Grossman den Tod seines Sohnes Uri im August 2006 in den letzten Tagen des zweiten Libanonkrieges.

Auch bei Samuel Maoz steht die traumatisierte Gesellschaft Israels im Zentrum seines Schaffens. Dennoch ist *Foxtrot* kein „Antikriegsfilm“, wie in verschiedenen Kritiken behauptet wurde. Maoz legt den Finger auf offene Wunden der israelischen Wirklichkeit, kritisiert den Zustand des Landes, in dem er lebt: „Aber ich tue dies, weil ich mich um Israel Sorge; ich tue dies aus Liebe.“

Und er philosophiert über die Diskrepanz zwischen dem unentrinnbaren Schicksal und dem, was in unserer Hand liegt. Oder wie es Albert Einstein formulierte: „Der Zufall ist Gottes Weg, anonym zu bleiben.“

*nu*

AUFGEZEICHNET VON GABRIELE FLOSSMANN

„Ich habe im Libanonkrieg in der Armee gedient, und das war für mich eine traumatische Erfahrung. Die Vaterfigur in meinem Film hat ähnliche Kriegserfahrungen hinter sich – aber das sind schon die einzigen Parallelen. Gefühle wie Angst, Schock, Trauer, aber auch Freude oder Liebe sind als Erfahrung immer wieder neu.“

Natürlich wollte ich auch diese endlos erscheinende traumatische Belastung der israelischen Gesellschaft zeigen. Aber für mich gibt es trotzdem entscheidende Unterschiede zwischen den Generationen. Die Großeltern, die noch direkt vom Holocaust betroffen waren, konnten sich gegen dieses tragische Schicksal nicht wehren. Als Angehöriger der zweiten Generation habe ich in einem der Nahostkriege für Israel gekämpft, also konnte ich mich zur Wehr setzen und musste das auch tun – für meine Landsleute und für mich selbst. Aber seither frage ich mich ständig, welche Alternativen es zum Krieg gibt und was ich als Individuum zur Lösung der Konflikte beitragen kann. Es geht ja schließlich auch um unsere Kinder, die in Kriegen ihr Leben riskieren müssen. Auch dieses Thema

ist in meinem Film sehr präsent.

Der Grenzbalken, den die Soldaten bewachen, ist nicht real, sondern eine Allegorie. Eine Metapher für die Gefühle, die ethnische, kulturelle und religiöse Grenzen in den Köpfen der Menschen auslösen. Sie suggerieren eine Freund-Feind-Situation, die automatisch alle, die sich auf der anderen Seite eines Grenzbalkens befinden, zu gefährlichen Fremden macht. In meinen Filmen suche ich nach Möglichkeiten, wie man diese Balken in unseren Köpfen und in der Realität abbauen kann.

Die Kriegshandlungen in *Foxtrot* finden tatsächlich nur auf dem iPad des Kommandanten statt. Auf einem Computerschirm wirken Kriege strategisch berechenbar, und gerade junge Menschen lassen sich von solchen Eindrücken gerne verführen – auf beiden Seiten der Kampflinien. Aber auf den realen Schlachtfeldern geht es anders zu. Da bluten nicht nur unsere Körper, sondern auch unsere Seelen. Ich kann nur hoffen, dass es in jedem Land, in allen Kulturen und Religionen Menschen gibt, die dieses Blutvergießen verhindern wollen. Bis es irgendwann einmal – und daran möchte ich einfach glauben – keinen Krieg mehr gibt.“

*nu*

# „Kulenkampffs Schuhe“



**Die Macher der großen Samstagabend-Shows, jener „Heile Welt“-Massenware der 1950er- und 1960er-Jahre, hatten allesamt Kriegserfahrungen. Nur darüber reden mochte man nicht, denn wie hätte man sonst miteinander arbeiten können als Täter, Mitläufer, Opfer.**

VON REGINA SCHILLING

Vor drei Jahren begann ich mit den Recherchen zu einem dokumentarischen Filmprojekt, dem ich als Arbeitstitel den Namen *Kulenkampffs Schuhe* gab. Der Titel war eigentlich ein Spaß, hieß doch mein vorheriger Dokumentarfilm *Titos Brille*. Doch je länger ich recherchierte, im Schneideraum saß, umso treffender wurde der Arbeitstitel.

1941 hatte sich Deutschlands vermutlich populärster Quizmaster Hans Joachim Kulenkampff an der Ostfront – im Kessel von Demjansk – vier Zehen mit einem Messer abgeschnitten, um dem tödlichen Wundbrand zu entgehen. Unter Kulenkampffs eleganten Lederschuhen verbarg sich eine Kriegsverletzung, die viel einfacher zu verstecken war als eine fehlende Hand oder ein amputiertes Bein. So wie die polierten Schuhe einen verkrüppelten Fuß verbargen, so verbargen sich hinter der glänzenden Fassade des Wirtschaftswunders, in das ich 1962 in Köln hineingeboren wurde, die Verbrechen und die Traumata des Zweiten Weltkriegs. Als Kind wusste ich es nicht, denn es wurde nicht gesprochen über den Krieg, geschweige denn über die seelischen und moralischen Verheerungen, die er hinterlassen hatte. Aber ich spürte es. So wie alle Kinder spüren, wenn etwas verschwiegen wird.

Ich fing ungefähr vor drei Jahren damit an, über Kulenkampff, Peter Alexander und Hans Rosenthal zu recherchieren. Alle drei sind zwischen 1921 und 1926 geboren, wie mein Vater, der starb, als ich elf war. Ich schaute mir ihre Shows an und suchte nach Spuren des Krieges in unzähligen Folgen von *Einer wird gewinnen*, Peter-Alexander-Shows und *Dalli Dalli*. Und ich war überrascht, wie viele ich fand. Ich saß im Archiv des Hessischen Rundfunks, in einem stickigen fensterlosen Raum, blickte tagelang auf einen kleinen Bildschirm. Gleich das erste Band, das ich einlegte, war ein Volltreffer. Kulenkampffs Show von 1959 hatte den seltsamen Namen *Quiz ohne Titel* (die Zuschauer sollten, falls das Quiz ein Erfolg würde, selbst einen Namen finden). In dieser Show tritt ein Kandidat auf, der eine so eindeutig antisemitische Bemerkung macht, dass Kulenkampff ganz erschrocken „Zensur“ ruft und gleich das Thema wechselt. Dreimal spulte ich zurück, ich konnte es kaum glauben.

Ich saß in diesem Sichtungsraum und dachte: Das Material scheint auf mich gewartet zu haben. Es war eigenartig, sich diese alten Shows anzuschauen, mit all den Kriegs-Anspielungen, die Kulenkampff immer wieder machte. Als Kind waren sie mir nie aufgefallen. Meinen Eltern aber ganz bestimmt.

In alten Peter-Alexander-Filmen

entdeckte ich Szenen, die wie Kassiber von den Drehbuchautoren, Regisseuren und Produzenten (darunter der Holocaustüberlebende Atze Brauner) in die Filme geschmuggelt worden waren: „Ski Heil, Adi!“ Militärisches Gehabe wird ständig auf den Arm genommen, Schafe werden „Adolf“ genannt und so weiter und so fort.

Ab und zu blitzte also etwas auf in der seichten „Heile Welt“-Massenware, die in den 1950ern und 1960ern produziert wurde. Denn natürlich hatten die Macher allesamt Kriegserfahrungen. Ob Schauspieler, Regisseure oder Produzenten. Und vergessen hat in Wahrheit natürlich niemand etwas. Nur drüber reden mochte man nicht, denn wie hätte man sonst miteinander arbeiten können als Täter, Mitläufer, Opfer ...

## Auftritt in Schwarz

Hans Rosenthal, der als jüdischer Junge die letzten beiden Kriegsjahre als „U-Boot“, versteckt in einer Berliner Laube, überlebte, stürzt sich nach Kriegsende mit unendlichem Fleiß in die Aufgabe, die Deutschen zu besseren Menschen zu erziehen. Er will Politik machen. Aber dann landet er im Unterhaltungssektor und wird dort zum beliebtesten Quizmaster des Fernsehens. *Dalli Dalli* geht zwischen 1971 und 1986 insgesamt 153-mal auf Sendung. Und immer wieder scheint auch etwas von Rosenthals Biografie



© SWR/HR/KURT BETHKE

durch. In jeder Sendung wird am Ende die von den prominenten Kandidaten erspielte Punktezahl in Geld umgewandelt und für einen guten Zweck gespendet. Meistens geht dieses Geld an Waisenkinder, wie auch Rosenthal ein Waisenkind war.

Zweimal wird Rosenthal auch politisch, was er sich sonst in *Dalli Dalli* streng verbietet. Das eine Mal am 9. November 1978, als der Pogromnacht, die man damals noch Reichskristallnacht nannte, zum ersten Mal in der BRD öffentlich gedacht wird. Die Gedenkveranstaltung findet in der Kölner Synagoge statt und wird vom Fernsehen live übertragen. Rosenthal hat just an diesem Tag ein Jubiläum: die 75. Ausgabe von *Dalli Dalli*. Im Vorfeld bittet er das ZDF, die Sendung zu verschieben, damit er an der Gedenkfeier teilnehmen kann. Aber der Sender meint, er sei zu empfindsam. Rosenthal fügt sich. Allerdings tritt er in Schwarz auf, lässt Opern- statt Schlagersänger auftreten und nennt am Ende das Datum der Sendung, was er sonst nie tut.

Ein zweites Mal nutzt Hans Rosenthal seine Sendung *Dalli Dalli* weit-

aus deutlicher: 1983, drei Jahre, nachdem er seine Autobiografie veröffentlicht hat, protestiert er in der Sendung gegen ein geplantes Treffen ehemaliger SS-Kameraden in Bad Hersfeld und fordert die Stadt auf, das Treffen zu verbieten. Daraufhin erhält das ZDF so viele antisemitische Anrufe und Zuschriften wie nie zuvor.

Immer wieder beschäftigte ich mich mit dem Holocaust, auch in meiner Arbeit als Dokumentarfilmerin. Mein Erwachen aus dem Tal der Ahnungslosen geschah, als ich als Jugendliche zum ersten Mal *Nacht und Nebel* sah, im ZDF, am 9. November 1978. Alain Resnais' Dokumentarfilm von 1953 wurde tatsächlich erst 25 Jahre später im Fernsehen gezeigt, gleich im Anschluss an *Dalli Dalli*. Der Film schockierte mich, ab da las ich alles an Holocaust-Literatur, was mir in die Finger kam. Die alten Soldatenfotos meines Vaters kamen mir wieder in den Sinn, die fein säuberlich im selben Fotoalbum eingeklebt waren, in dem er auch seine Urlaubsreisen in den 50ern dokumentierte.

Ich stellte einen Antrag bei der Dienststelle für ehemalige Wehr-

**Der Quizmaster, Schauspieler und Conferencier Hans-Joachim Kulenkampff in seiner erfolgreichen Quiz-Sendung „Einer wird gewinnen“**

machtsangehörige. Und ich fand heraus, was ich eigentlich längst hätte wissen können: dass mein Vater als Jugendlicher wie die meisten seiner Generation ein glühender Anhänger des Nationalsozialismus war, Hitler verehrte und bereit war, für ihn zu sterben.

20 Jahre zuvor hätte mich das noch mit Abscheu und Hass gegenüber dem toten Vater erfüllt. Nun, mit Mitte 50, selbst Mutter eines Sohnes, begann ich, etwas differenzierter darüber zu denken. Während meiner Recherchen spürte ich dieser Generation nach, die bereits ab dem ersten Schuljahr von der Nazi-Propaganda indoktriniert war, für die die Hitlerjugend ein Ventil für ihre pubertären Fantasien und eine Revolution war, und die nicht merkte, wie sie von Hitler und seinem System missbraucht wurde. „Und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben ...“

Hitler sollte recht behalten. Trotz der angeblichen „Stunde null“, trotz der Re-Education der Alliierten, wurden die Deutschen nicht mehr frei. Auch nicht frei von Antisemitismus und Fremdenhass.

„Kulenkampffs Schuhe“ war für mich eine Reise in die Vergangenheit, zu all dem Unausgesprochenen, zu den ungelösten Konflikten der Eltern, die ich als Kind aufsaugte wie ein Schwamm.

sagte Hitler 1938 in einer Rede in Reichenberg und erklärte, wie er die deutsche Jugend den „Händen unsrer alten Klassen- und Standeserzeuger“ entreißen werde.

### Der Krieg und seine Traumata

Hitler sollte recht behalten. Trotz der angeblichen „Stunde null“, trotz der Re-Education der Alliierten, wurden die Deutschen nicht mehr frei. Auch nicht frei von Antisemitismus und Fremdenhass, wie man es spätestens seit der Wiedervereinigung in Rostock-Lichtenhagen, Solingen und kürzlich in Chemnitz sehen konnte.

Als mein Film im vergangenen August von der ARD ausgestrahlt wurde,

Regina Schilling ist vielfach ausgezeichnete deutsche Dokumentarfilmerin, Jugendbuchautorin und seit 2001 Programmleiterin des Internationalen Literaturfestivals lit.COLOGNE.



Für den Film „Titos Brille“ begleitete sie die Schauspielerin und Autorin Adriana Altaras, Tochter jüdischer Partisanen, auf einer Reise zu deren Familienspuren. Schilling führte Co-Regie bei den spektakulären Städteporträts *24h Berlin* (2008) und *24h Jerusalem* (2013) und beschäftigte sich in ihrem Dokumentarfilm *Geschlossene Gesellschaft* (2011) mit dem Missbrauch an der Odenwaldschule.



© SWR/RIKURT BETHKE

habe ich unglaublich viele Zuschauerreaktionen erhalten, berührende und erschütternde Geschichten gehört und gelesen. Der Krieg und seine Traumata scheinen immer noch virulent zu sein. Ein Zuschauer (Jahrgang 1953) schrieb, er hätte als Zehnjähriger eine Pistole auf einem Trümmergrundstück gefunden, sein Vater habe sie gleich konfisziert („zu gefährlich“), sie dann heimlich zu einer Tränengaspistole umgebaut und eines Tages damit auf den Fernseher gezielt, weil er die Samstagabend-Shows hasste. „Und ich dachte, das sei normal. Väter sind so ...“, schreibt der Sohn rückblickend.

Ich habe auch Zuschriften von Kindern von Holocaust-Überlebenden erhalten. Einer (Jahrgang 1950), der erst im DP-Lager aufwuchs, dann mit den Eltern nach Düsseldorf zog und mittlerweile in Israel lebt, schrieb mir: „Ich bin genau in dieser Fernseh-Welt groß geworden. Ich hatte natürlich keine Ahnung von der Kriegsgeschichte dieser Showmaster und meine Eltern erzählten nichts. Ob sie davon wussten, weiß ich nicht, doch ich gehe davon aus, dass sie das auch nicht wissen wollten, denn sie hatten sich entschlossen, in diesem Deutschland zu leben ... Mir wurde erst in den

späten 70er-Jahren klar, in welchem Deutschland ich aufgewachsen bin. Ein Deutschland, über dem die Schatten des 1000-jährigen Reiches lagen ...“

*Kulenkampffs Schuhe* war für mich eine Reise in die Vergangenheit, zu all dem Unausgesprochenen, zu den ungelösten Konflikten der Eltern, die ich als Kind aufsaugte wie ein Schwamm. Es scheint, durch meinen Film haben viele diese Reise mit mir zusammen machen können. Ich hoffe, ein bisschen Klarheit in den Nebel dieser Kindertage gebracht zu haben und damit mehr politisches Bewusstsein für unsere Zukunft.

nu

# Shabbat shalom, bitch!

**Von „Orange Is The New Black“ über „Transparent“ bis „Maniac“: Das goldene Zeitalter der amerikanischen Fernsehserien wäre ohne die Ingredienzien jüdischen Lebens nicht möglich.**

VON DORIS PRIESCHING

Religiöse Bekenntnisse spielten im Litchfield-Gefängnis nie eine sonderlich große Rolle. Die Damen, die hier aufgrund großer und kleinerer Verbrechen ihre Haftstrafe absitzen, sind selten gläubig. Umso überraschter war das Wachpersonal des Frauengefängnisses vom Umstand, dass es plötzlich, und wie es schien, aus heiterem Himmel zu einem rasanten Anstieg der Anzahl jener Frauen kam, die unbedingt und sehr dringend zum Judentum konvertieren wollten. Schwarze, Weiße, Hispanics, allen war plötzlich nach Sabbatfeiern, Sederabend und Chanukka. Die Wächter grübelten. Ein Guru unter den Häftlingen? Aufsässige Rabbinerinnen, die den Umsturz planen? Rebellion, Randal, Chaos, Massenflucht?

Wie so oft war die Realität banaler und hatte wenig mit spirituellen Bedürfnissen zu tun. Die wundersame Anziehungskraft des Judentums auf die Insassinnen des Litchfield-Gefängnisses war einzig und allein der Tatsache geschuldet, dass die Anstaltsköche ihnen zu der Zeit einen unglaublich ekelhaften Fraß vorsetzten, dem sie nur entkamen, wenn sie koscheres Essen bestellten, das, wie sich zeigte, sehr viel schmackhafter war.

Mit Hunger nach jüdischer Kost ließe sich salopp jene Entwicklung umschreiben, die auf dem übersättigungsgefährdeten Serien-Speiseplan für

bekömmliche Erweiterung sorgt. Die servierten Menüs versprechen eine attraktive Mischung, sie sind vielfältig, überzeugen mit hochwertigen Nährstoffen und werden aus besten Zutaten gefertigt. Kurz und gut: Wann immer sich jüdische Anteile ins Essen mischen, kann man davon ausgehen, dass es schmeckt. Und damit genug der Analogien.

Es soll im Folgenden sehr profan und ziemlich unvollständig um die Anziehungskraft jüdischer Serien und Serienfiguren gehen, die zur Zeit in Fernsehen und Streamingplattformen um sich greifen und aus Sicht der Autorin für wohlthuenden Mehrwert sorgen, in gewissem Sinne also als empfehlenswert erscheinen. Zehn Vorschläge für eine Liste an aktuell verfügbarer Serienware – mit der Option auf Verlängerung.

## I. Die Entschlossene

Zunächst zurück nach Litchfield: Die Vorzüge koscheren Essens schätzte in bereits erwähnter Staffel drei von *Orange Is The New Black* auch Cindy Hayes (Adrienne C. Moore). Zumindest vorerst wollte die schwarze Insassin mehr vom Guten und forderte die ihr zustehende Kost in einer Art jüdischem Gefängnis-Slang vehement ein: „You think you know my life? Shabbat shalom, bitch!“ Weiteres Highlight der Staffel war der danach herbeigerufene Rabbi,



Amy Sherman-Palladino, „Gilmore Girls“-Erfinderin und derzeit in Hollywood höchstgehandelte Spaßmacherin, schrieb „The Marvelous Mrs. Maisel“.

der sowohl Cindys ernste Absichten als auch die ihrer um Konvertierung bemühten, hungrigen Mitgefangenen einer strengen Prüfung unterziehen sollte. Woraufhin Cindy zu einer wortreichen und wohl auch sehr berührenden Nacherzählung von Woody Allens *Annie Hall* und Isaac Bashevis Singers *Yentl* anhub. Der Rabbi kam ihr auf die Schliche.

Verantwortlich für solche Perlen jüdischer Identitätsfindung ist Serienerfinderin Jenji Kohan, die sich in den mittlerweile sechs Staffeln der Netflix-Serie längst von der Vorlage der Autorin und ehemaligen Gefängnis-Insassin Piper Kermans emanzipiert und ihre eigene Story um die Knast-Schwester gebastelt hat. Jüdische Kultur spielte in der Serie immer wieder eine Rolle, und auch Cindy Hayes nahm die Sache mit dem jüdischen Glauben schließlich sehr ernst, was Zuschauern ein Eintauchen in jüdisches Leben aus der Perspektive der interessierten Nicht-Kennerin ermöglichte.

## II. Der Ehrliche

Lachen und Weinen liegen sehr nah beieinander im Leben der ehrwürdigen Maura, vormals Mort Pfefferman. Der jüdische Politologieprofessor gesteht

### Buchempfehlungen:

**Lea Wohl von Haselberg:** Und nach dem Holocaust? Jüdische Spielfilmfiguren im (west-)deutschen Film und Fernsehen nach 1945, Berlin 2016, Neofelis  
**Bert Rebhandl:** Seinfeld. Diaphanes Booklet, Zürich, Berlin 2012

in Folge eins der Serie *Transparent* seiner Ex-Frau und den gemeinsamen drei Kindern, nunmehr seinem lebenslangen Begehren nachzugeben und künftig in Frauenkleidern das andere Geschlecht zu leben. Die komplizierte Normalität des Familienlebens holt Maura trotzdem oder gerade deshalb immer wieder ein, denn auch die Kinder beschließen fortan Kompromisslosigkeit in ihren Entscheidungen. Man geht – zumindest an den hohen Feiertagen – gemeinsam in die Synagoge, die Freun-



Die Hauptrolle in der Fernsehserie „The Marvelous Mrs. Maisel“ spielt Rachel Brosnahan.

den des Sohnes ist Reform-Rabbinerin. Eine der Töchter will neben ihren sexuellen Neigungen vor allem ihre Religion – das Judentum – ausleben, was sich unter anderem in liebenswert-chaotischen Sederabenden und wortwitzigen Dialogen widerspiegelt. So schließt man nicht nur Bekanntschaft mit den seelischen Freuden und Leiden sexueller Neu- und Umorientierung, sondern erfährt nebenbei auch viel über jüdische Lebenswelten, Riten und Traditionen.

An diesem Spannungsverhältnis aus antizipierter Verpflichtung und unverhandelbarer Neigung konnte man sich drei Staffeln lang nicht sattsehen. Als im November 2017 im Zuge der #MeToo-Debatte bekannt wurde, dass Maura-Darsteller Jeffrey Tambor sich am Set Frauen gegenüber unangemessen verhalten haben soll, zog dieser die Konsequenzen und verließ die Serie. Tambor bestreitet die Vorfälle. Ob es mehr von *Transparent* geben soll, lässt Amazon bis dato offen. Man soll das nicht ausblenden, wenn man *Transparent* schaut, aber genießen darf man das Gebotene schon irgendwie.

## III. Die Könner

Jüngstes Produkt israelischer Schaffenskraft ist *Fauda*, das längst als Mi-

schung aus *Sopranos* und *The Wire* gepriesen wird und von den privaten und beruflichen Verwerfungen einer Undercover-Eliteeinheit des Militärs im Westjordanland handelt. Netflix zeigt die Serie im Original mit Untertiteln.

In Sachen Produktion ist der jüdische Staat kreative Hochburg: Eine Produktionsfirma wie Keshet entwickelt und verkauft Shows in alle Welt, etwa den Talentwettbewerb *Rising Star*. Dabei stimmen Zuschauer via riesiger Videowand live über Ge- oder Missfallen ab. Pikanterweise funktionierte das bisher überall fantastisch – nur nicht in Österreich und Deutschland.

Großteils Zustimmung erhielten hingegen Serien wie *Homeland* (Original: *Hatufim*) und *In Treatment* (*Be Tipul*), die vom US-Bezahlender HBO adaptiert wurden.

## IV. Die Gläubigen

Die Kippa am Boden, das Date ein Flop: Orthodoxe Juden sah man bisher selbst im israelischen Fernsehen selten. Leah Gottfried öffnet mit der Webserie *Soon by you* diese Tür einen Spalt breit und macht sich über Sackgassen lustig, in die der Glaube mitunter führen kann. In dieselbe Kerbe schlägt *Srugim* und *Shtisel*. Zu letzterem entwirft *Friends*-Miterfin-

Erst seit wenigen Jahren löst sich das Thema Judentum in deutschen Serien von der Schoa. Kann sein, dass öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten sich lange Zeit als Schöpfer von Bildern verstanden, die vorbildlich volkserzieherisch wirken sollten.

1978 konstatierte das „Time Magazine“, dass 80 Prozent aller amerikanischen Standup-Comedians Juden waren. Über das Geschlechterverhältnis ist weiter nichts bekannt, ein hoher Männer- und eher geringer Frauenanteil scheint allerdings plausibler als umgekehrt.

derin Marta Kauffman für Amazon ein amerikanisches Pendant mit dem Titel *Emmi*, das in Brooklyn statt in Jerusalem spielen soll. Natalie Portman ist für die Hauptrolle vorgesehen.

#### V. Der alte weiße Mann

Die Stunde null der jüdischen Komödie in Fernsehserien schlug am 5. Juli 1989 auf NBC, als ein gewisser Jerry Seinfeld die Spaß-Karten neu mischte und Humor-Blaupausen für nachfolgende Generationen von *The Nanny* bis *Monk* und *Girls* schuf, die allesamt nach dem Seinfeld'schen Prinzip der Sinnlosigkeit des Daseins funktionierten, worüber man nur lachen kann. Seinfelds Co-Creator war Larry David, der zehn Jahre später in *Curb Your Enthusiasm* (dümmster deutscher Titel der Seriengeschichte: *Lass es, Larry*) in der Rolle seines Lebens das ihm eigene Schlamassel wirkkräftig in Szene setzen konnte. Das Ganze ist – Zitat Larry – „pretty, pretty good“. Sorry, der musste sein.

#### VI. Die Schamlosen: Saul und Frankie Bergstein

Jüdischer Humor funktioniert sehr oft in Verbindung mit Entblößung – wahlweise des Selbst, des anderen oder des Systems. Zwei, die dieses Handwerk exzellent verstehen, sind das jüdische Ehepaar Sol und Frankie Bergstein aus der Netflix-Serie *Grace und Frankie*. Als Spät-Geouteter legt Sol (Sam Waterston) verkrustete Konventionen frei, als spätgeschiedene Fabrikantin von eigens für Seniorinnen entworfene Vibratoren erfindet sich Frankie (Lili Tomlin) lustvoll neu. Für den wahren Akt der Selbstentblößung sorgte freilich Frankies Zweckpartnerin in der Senioren-Wohngemeinschaft. Die aparte Grace Hanson (Jane Fonda) nahm angesichts bevorstehenden Alterssexes sämtliche künstliche Verschönerungsteile zwischen Wimpern und Mieder ab, bis nur mehr das Echte, Ungeschönte stand. Das jüngere Gegenüber war beeindruckt – und ergriff nicht die Flucht.

#### VII. Die Skrupellose – Rachel Goldberg

Zumindest drei Staffeln lang ringt die Produzentin der Realityshow *Everlasting* mit ihrem Gewissen. Rachel Goldberg (Shiri Appleby) fühlt sich nicht gut, wenn sie die Liebesabenteuer suchenden Kandidatinnen auf den einzig verfügbaren Kandidaten loslässt und dabei manipuliert und intrigiert, um die Quote hochzudreschen. Aber sie tut es doch, weil es das ist, was sie am besten kann.

Macht verdirbt den Charakter, das kann man an keiner anderen Serie so gut sehen wie an *UnReal*. Gertrude Shapiro, eine der Schöpferinnen, war Produzentin für die Kuppelshow *The Bachelor*, sie weiß also, wovon sie spricht. Stichwort: Entblößung. Aber eine, die weh tut. Vor kurzem ging die letzte Staffel zu Ende, es flogen die Fetzen.

#### VIII. Die Lustigere

1978 konstatierte das *Time Magazine*, dass 80 Prozent aller amerikanischen Standup-Comedians Juden waren. Über das Geschlechterverhältnis ist weiter nichts bekannt, ein hoher Männer- und eher geringer Frauenanteil scheint allerdings plausibler als umgekehrt. Zumindest in Serienform setzte die wunderbare Frau Maisel einen Kontrapunkt – und zwar schon Jahre zuvor. Wir schreiben die 1950er-Jahre. Und es beginnt in reiner Perfektion: Die Lockenwickler werden nachts gedreht und im Morgengrauen vor Weckerläuten abgenommen, damit der Göttergatte nicht ins ungelockte Antlitz blicken muss. Doris Day ist ein liederliches Weib gegen diese Midge Maisel, wie sie am Beginn der Serie ist. Es nützt nur nichts, denn Gatte Joel ist in seiner Freizeit Standup-Comedian in New Yorker Clubs – und nicht lustig. Midge Maisel, die eher unabsichtlich auf den Bühnenbrettern landet, hingegen sprüht vor Wortwitz und scharfer Selbstironie. Amy Sherman-Palladino, *Gilmore Girls*-Erfinderin und derzeit in Hollywood höchstgehandelte Spaßmacherin, erfand *The Marvelous*

*Mrs. Maisel*. Die Hauptrolle spielt Rachel Brosnahan, Tony Shaloub hat als monig-patriarchaler Dad eine Spezialrolle, und spätestens nach 40 Minuten ist das alles nur noch ziemlich göttlich.

#### IX. Der Manische

Manisch-futuristisch lässt sich derzeit das Schicksal von Owen Milgrim (Jonah Hill) in *Maniac* erleben, das in einer unbestimmten Zwischenzeit spielt und allein dadurch ein Fest für alle Sinne darstellt. Die New Yorker U-Bahn rattert wie die New Yorker U-Bahn, aber vor Manhattan wacht eine geflügelte „Statue der außergewöhnlichen Freiheit“. Die Computer in Owens Büro haben Altwert, aber das Hundstrümmerl auf der Straße wird vom Roboter weggemacht. Gemacht hat das *True Detective*-Showrunner Cary Joji Fukunaga. Rätselhaft und schön: Emma Stone.

#### X. Die Unsichtbaren

Erst seit wenigen Jahren löst sich das Thema Judentum in deutschen Serien von der Schoa. Kann sein, dass öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten sich lange Zeit als Schöpfer von Bildern verstanden, die vor-bildlich volkserzieherisch wirken sollten. Das hatte zur Folge, dass jüdisches Leben selten genug und wenn, dann schon gar nicht in seiner Pluralität zu sehen war, sondern Protagonisten vor dem Hintergrund des Holocaust immer nur Zeitgeschichtliches zu verarbeiten hatten. Bereits beendete Serien wie *Berlin Berlin* und *Bella Block* bezogen jüdische Identität in Beziehungsfragen ein. Der ORF ist in dieser Entwicklung übrigens auf dem Stand von Franz Antels *Der Bockerer* stehen geblieben. Ein bisschen mehr vom Geist Cindy Hayes' wäre den Anstaltsleitern am Künigberg zu wünschen. Oder wie Cindy Hayes sagte: „I'm ready to get my Jew on.“ nu

#### Webempfehlung:

<https://www.jweekly.com/2018/09/18/your-jewish-guide-to-the-fall-tv-season/>

# Erfrischend geschmacklose Sommerferien-Optik der 1980er-Jahre

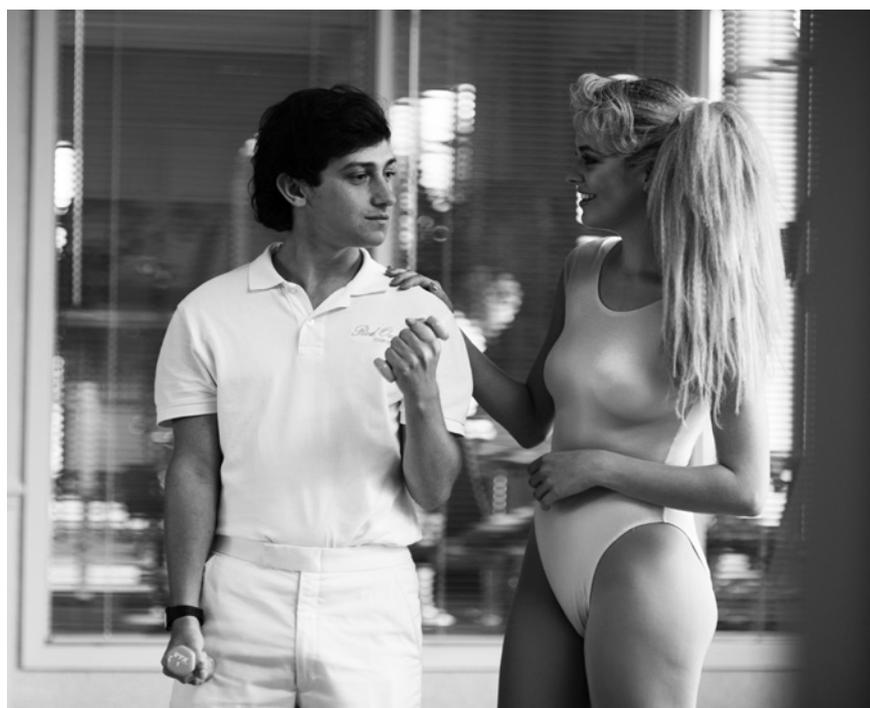
VON ANDREA SCHURIAN

Es ist der Sommer 1985, Hauptschauplatz ist der jüdische Country Club Red Oaks in New Jersey; hier werden Hochzeiten, Bar und Bat Mizwas gefeiert, es wird geklatscht und getratscht, seitengesprungen, Todesfälle beklagt, der Rabbi um Rat gefragt, philosophiert, heimlich gekiffert, am Pool gebräunt – vor allem aber wird hier Tennis gespielt. David (Craig Roberts) lebt noch bei seinen Eltern Sam und Judy Meyers (Richard Kind und Jennifer Grey). Harte Zeit, so zwischen Pubertät und Erwachsenwerden.

Da wären einmal die Eltern: Wie soll er mit der Tatsache umgehen, dass die Mutter mithilfe von Therapie, Drogen und Sex aus der Ehe ausbrechen und neue Erfahrungen machen will, ja, eventuell sogar lesbisch ist? Und der Vater, Ende fünfzig, offenbar insgeheim das Gefühl hat, im Leben alle Leidenschaft verpasst zu haben, eine ebenso tragische, wie durch und durch liebenswerte Person?



Und dann die Liebe: An der zu Highschool-Sweetheart Karen, die im Club als Fitnesstrainerin arbeitet, beginnt er zunehmend zu zweifeln. Dafür erwacht die zu Skye, der extravaganten, schlagfertigen Tochter des Clubpräsidenten. Verwicklungen inklusive.



Und das Studium: Was soll er machen, werden, tun? Seine heimliche Leidenschaft gehört dem Film. Doch der Vater liegt ihm in den Ohren von wegen Wirtschaftsstudium und danach Steuerberater bis zur Pension. Keine herrlichen Aussichten, vor allem, da dem Vater die melancholische Trauer über verpasste Träume ins Gesicht geschrieben steht.

Also heuert David als Tennislehrer im Country Club an. Und da trifft er auf Nash, den Tennisprofi mit Hang zu Hausfrauenphilosophie; auf seinen sensiblen, dicklichen, klugen Buddy Wheeler, der vom Parkwächter zum Barman avanciert und um die schöne Rettungsschwimmerin Misty buhlt, die im zweiten Bildungsweg die Ausbildung zur Zahnarztassistentin absolviert; und auf jede Menge weiterer schillernder Charaktere, die ihm auf seiner Lebenssinnsuche mal mit besserem, mal mit schlechterem Rat zur Seite stehen. Zum

Beispiel wäre da der Clubpräsident Doug Getty, der wegen einiger zwielichtiger Geschäfte zwischendurch gesiebte Luft atmet, aber dank üppiger Schwarzgeldkonten Highlife mit seiner verführerischen Frau Fay spielen kann ...

*Red Oaks* ist eine hinreißende Coming-of-Age-Serie (drei Staffeln, abrufbar auf Amazon Prime) in der erfrischend geschmacklosen Sommerferien-Optik der 1980er-Jahre: adrett hochgezogene Tennissocken, taftgestärkte Dauerwellen, itsy bitsy teenie weenie Honolulu-Strandbikini, Rauchen, bis die Lunge streikt, Neon-Leggings, Schweißbänder, Schulterpolster. Und, ja, auf die die Frisuren können wir verzichten, auf die Neon-Leggings auch, doch das Lebensgefühl der 80er-Jahre fängt diese Comedyserie übers Erwachsenwerden mit Humor, extravagantem Look und melancholischem Charme so perfekt ein, dass man direkt Lust bekommt, auch im Winter Tennissocken zu tragen. *nu*

# „Solange du nur glücklich bist“

VON ANDREA SCHURIAN

Nicht nur einmal wird die dunkelgelockte junge Frau für die israelische Jüdin gehalten und ihre blonde, blauäugige Freundin für die Österreicherin mit Nazi-Opa. Und das ist nur eine der klischee- und vorurteilsbehafteten Außenwahrnehmungen, mit der Israelis und Österreicher und ihre Beziehung zueinander selbst von wohlmeinenden Menschen schubladisiert werden. Kat Rohrer, Österreicherin, Enkelin eines bekennenden Nazis, und Gil Levanon, Israelin, Enkelin eines Holocaust-Überlebenden, haben an der School of Visual Arts Freundschaft miteinander geschlossen. Und sich gefragt: Können wir, wie können wir – Angehörige der

**In ihrer Dokumentation „Back to the Fatherland“ gehen Kat Rohrer und Gil Levanon der Frage nach, was junge Israelis dazu bewegt, nach Österreich oder Deutschland auszuwandern – und was ihre Großeltern dazu sagen.**

siblen, nachdenklich machenden Film *Back to the Fatherland*, der gerade durch Europa und die USA tourt.

## **Landschaftsidyllen und Todeszonen**

Beunruhigt durch rechtsextremen, linksextremen und muslimischen Antisemitismus, traumatisiert durch Terror und Mord, sind in den letzten fünf Jahren nach Angaben der Jewish Agency insgesamt 27.000 Juden aus Frankreich

nach Europa, nach Deutschland, nach Österreich, niemand weiß genau, wie viele mittlerweile tatsächlich da leben. Manche sprechen von mehreren zehntausend allein in Berlin, wahrscheinlicher ist, dass etwa 20.000 Israelis in der deutschen Hauptstadt leben.

Doch auch mehr als 70 Jahre danach ist es vor allem für Überlebende des Holocaust immer noch nicht selbstverständlich, wenn es ihre Enkelkinder ausgerechnet dorthin zieht, wo sie



© GREENKAT PRODUCTIONS

dritten Generation – ein Miteinander auf einer Vergangenheit aufbauen, die für die einen Tod und Verderben brachte und für die anderen Überlegenheitsfantasien bereithielt? Und weil sie Filmemacherinnen sind, packten sie diese Fragen in ihren wunderbar klugen, sen-

nach Israel ausgewandert – in den fünf Jahren davor waren es weniger als 10.000. Und der Tageszeitung *Jerusalem Post* zufolge waren allein im Jahr 2017 rund 9.500 der Olim junge Erwachsene im Alter von 18 bis 35 Jahren.

Gleichzeitig zieht es junge Israelis

selbst, ihre Familien und Freunde erniedrigt, verfolgt, vertrieben, ermordet wurden.

Dan lebt in Berlin, er habe sich entschieden, wegzulaufen: „Ich will leben, was anderes machen. In Israel habe ich keinen Platz mehr.“ Seine lebenskluge,

herzenswarme, aus Wien stammende Großmutter erzählt von Demütigungen, Schmerz und dem Verlust dessen, was andere Menschen ihre „Wurzeln“ nennen. Und doch wird Dan sie überzeugen und behutsam durch Wien führen, mit ihr gemeinsam ihre alte Schule, vertraute Plätze aufsuchen. Und Lea, der dieser Film gewidmet ist, wird ihr feines, wehmütiges Lächeln lächeln.

„Mir ist der Appetit vergangen von Österreich – aber mit der Zeit vergisst man und erinnert sich an die fröhlichen Sachen“, sagt Uri. Mit galgenbitterem Humors hat er für seine elektrische Spielzeugeisenbahn alpenländische Landschaftsidyllen und Todeszonen gebastelt. Auch er wird seinen Enkel Guy in Österreich besuchen, durch Salzburg und Wien streifen. Guy ist der Liebe wegen nach Salzburg gezogen. Der politischen Realität begegnet er mit gemischten Gefühlen, Menschen wie er seien von Muslimen und Neonazis gleichermaßen unerwünscht: „Ich bin von beiden nicht gewollt: Wenn eine rechte

bleiben“, sagt Gils Großvater Yochanan am Beginn des Films: „Ich werde nie Freundschaft schließen mit jemandem aus Deutschland, auch wenn er nett zu meiner Enkelin ist.“ Wegzugehen sei eine schwere Entscheidung, sagt Gil nachdenklich: „Es ist, als würde ich ihn verraten.“

Dass die beiden Regisseurinnen selbst immer wieder im Film auftauchen, diskutieren, Erfahrungen und Gefühle austauschen, mitreden, ihre Positionen in Frage stellen, war ursprünglich nicht geplant, erzählen die beiden im Café Korb in Wien. „Wir haben regelrecht dagegen angekämpft“, sagt Gil, Kat ergänzt: „Aber als sich gute Diskussionen hinter der Kamera entwickelten, entschlossen wir uns dann doch dazu. Es ist ehrlicher, wenn wir uns in gleichem Ausmaß exponieren wie unsere Protagonisten.“ Immer wieder passiere es nun, dass Menschen auf Kat zugehen und von ihrer eigenen, ähnlichen Geschichte erzählen. „Man sprach nicht darüber, was verständlich ist, weil man



© GREENKAT PRODUCTIONS

© GREENKAT PRODUCTIONS



Partei in Österreich gewinnt, bin ich unerwünscht. Aber wenn eine linke Partei an die Macht kommt, die für mehr Immigranten ist, will man mich genauso wenig.“

### Erfahrungen und Gefühle austauschen

Jahrelang begleiteten die beiden Filmemacherinnen ihre Protagonisten mit der Kamera, Dan und Lea, Guy und Uri. Und dann sind da noch Gil selbst und ihr Großvater Yonachan und Kat und das in einer Truhe am Dachboden weggesperrte Nazigespenst. „Ich glaube nicht an Deutschland, sie waren schlecht, sie sind schlecht und sie werden schlecht

sich genierte. Aber es ist doch erstaunlich und erfreulich, dass es jetzt passiert“, betont Gil: „Und genau das soll ja der Film – Diskussionen anstoßen.“

Was ihr Großvater jetzt sagt, da sie tatsächlich mit einer Österreicherin gemeinsam einen Film gemacht hat, zwischen Tel Aviv und Wien pendelt und hier als nächstes eventuell eine Comedy realisieren möchte? Er sei zwar physisch noch gut beisammen, antwortet sie, aber seit dem Ende der Dreharbeiten an Demenz erkrankt. Doch ehe er vollends in den Nebel des Vergessens getaucht sei, habe er noch gesagt: „Alles in Ordnung, solange du nur glücklich bist.“

nu

Auch mehr als 70 Jahre danach ist es vor allem für Überlebende des Holocaust immer noch nicht selbstverständlich, wenn es ihre Enkelkinder ausgerechnet dorthin zieht, wo sie selbst, ihre Familien und Freunde erniedrigt, verfolgt, vertrieben, ermordet wurden.

### Termine:

<http://backtothefatherland.com/screening/>



© RUTH BECKERMAN FILMPRODUKTION

# Waldheims Walzer ist Vergangenheit – oder auch nicht

VON ERIC FREY

Ruth Beckermans Film *Waldheims Walzer* ist ein großartiges Zeitdokument – höchst informativ für jene, die den Präsidentschaftswahlkampf 1986 nicht miterlebt haben, und faszinierend für alle, die in jüngeren Jahren damals mitgekämpft, mitgefiebert oder auch nur mitgelitten haben. Viele haben schon vergessen, wie schlimm die Auftritte und Interviews Kurt Waldheims waren, wie offen die ÖVP mit Antisemitismus gespielt und gearbeitet hat, wie groß der antijüdische Hass war, der damals uns allen auf der Straße und im Bekanntenkreis entgegenschlug. Wenn der damalige ÖVP-Generalsekretär Michael Graff gegen die „ehrlosen Gesellen des Jüdischen Weltkongresses“ wettete, dann war das kein subtiler Code, sondern eine unverbrämte Hetze, die sich heute nicht einmal mehr FPÖ-Politiker zu betreiben trauen. Um Ähnliches dieser Tage zu hören, muss man nach Ungarn reisen und Reden Viktor Orbáns hören – aber auf Ungarisch.

## Österreich hat sich seit 1986 zum Besseren gewandelt, aber neue Gefahren sind seither entstanden.

Das ist die – vielleicht nicht unbedingt beabsichtigte – optimistische Botschaft dieses Films. Er zeigt einerseits pointierte Parallelen zur Gegenwart auf, beweist aber andererseits, dass wir derzeit nicht den demokratiepolitischen Niedergang der Zweiten Republik erleben. Vor 32 Jahren – kurz nach Ende der Kreisky-Ära – war Österreich nicht weniger autoritär, reaktionär und gehässig als heute, sondern mehr. Und Antisemitismus war damals auf eine Weise salonfähig, die heute unvorstellbar geworden ist.

### Besonders schmerzhaft Zeit

Ich kam damals, im Juni 1986, nach fünf Jahren Studium in den USA zurück nach Wien und war erstaunt und entsetzt, wie das Land plötzlich den antijüdischen Klischees zu entspre-

chen schien, denen ich jahrelang gegenüber amerikanischen Freunden entgegengetreten war. Für meine Eltern mit ihren zahlreichen bürgerlich-katholischen Freunden war diese Zeit besonders schmerzhaft. Sie fühlten sich von Menschen, denen sie vertraut hatten, im Stich gelassen und zweifelten erstmals daran, ob sie in Österreich eine Zukunft hätten. Plötzlich sprachen Freunde in der Abendgesellschaft von „euch Juden“, und der Inhaber des Geschirrgeschäftes in Währing klagte: „Ihr macht uns aber Probleme.“ Wer immer jüdisch war, war plötzlich für die Aussagen von Israel Singer, dem verhassten Generalsekretär des Jüdischen Weltkongresses (JWC), verantwortlich. Der kommt übrigens in den Filmszenen sachlicher und moderater herüber, als ihn selbst Waldheim-Gegner in Erinnerung haben.

Was damals in der aufgeheizten Atmosphäre in Österreich meist unterging: Waldheims Kritiker aus den USA präsentierten historische Dokumente und Fakten sowie logisch nachvoll-

„Waldheims Walzer“ ist ein großartiges Zeitdokument – höchst informativ für jene, die den Präsidentschaftswahlkampf 1986 nicht miterlebt haben, und faszinierend für alle, die in jüngeren Jahren damals mitgekämpft, mitgefiebert oder auch nur mitgelitten haben.

ziehbare Argumente. Das galt auch für den WJC und noch mehr für die Kongressabgeordneten Tom Lantos und Steven Solarsz, beide jüdische Amerikaner, sowie die Abgeordnete Patricia Schroeder, die alle im Film ausführlich zu Wort kommen. Die Repliken aus Österreich bestanden aus Ressentiments, bössartigen Unterstellungen sowie Halb- und Unwahrheiten – Fake News würde man das heute nennen.

Das Gute an dieser Geschichte: Für Waldheims Wahlsieg reichten die Lügen aus, aber dann ging ihre Kraft bald zur Neige. Waldheim blieb als Bundespräsident international isoliert, in Österreich entstand ein neues Geschichtsbewusstsein, und als er fünf Jahre später auf eine Wiederwahl verzichtete, war sein Bild als NS-Mitläufer und Verleugner im In- und Ausland gefestigt. Das Land war bereit für die Reden von Bundeskanzler Franz Vranitzky, in denen er im Namen Österreichs Verantwortung für die Verbrechen der NS-Zeit übernahm.

### „Jetzt erst recht“

In diese Zeit fiel allerdings auch der Aufstieg von Jörg Haider, der eine moderne Spielart der Hetze in die Politik einbrachte. Und als sich der Rest der Welt im Frühjahr 2000 über die Regierungsbeteiligung von Haiders FPÖ empörte, war die Reaktion der damaligen ÖVP-Führung nicht viel anders als die Plakate mit „Jetzt erst recht“ und „Wir Österreicher wählen wen wir wollen“, die Alois Mock für Waldheim drucken ließ. Aber auch diese Episode hinterließ weniger Spuren als oft behauptet, vor allem in Bezug auf Antisemitismus. Die schwarz-blaue Koalition war über weite Strecken eine ziemlich normale Mitte-Rechts-Regierung, die weder die Demokratie noch die Grundfreiheiten gefährdete und sogar einige sinnvolle Reformen anstieß.

Viel von dem, was in der Zeit von *Waldheims Walzer* unerträglich war, ist heute Vergangenheit. Der aggressiv

Nationalismus, der damals in den Zeitungen und im ORF vorherrschte, ist heute deutlich seltener zu spüren. Die Medien stehen heute meist auf der anderen Seite, nicht nur wegen der *Standard*-Gründung im Oktober 1988. Der ORF spielt heute eine fast durchgehend kritisch-aufklärerische Rolle, zum Ärger der türkis-blauen Regierung. Und selbst die *Kronen Zeitung* ist seit dem Tod Hans Dichands nicht



mehr das chauvinistische Kampfblatt, das sie einmal war.

Der Lehrstoff in den Schulen hat sich gewandelt und auch die Lehrer. Die heutige Generation der Pädagogen sind meist sehr bemüht, den Schülern die Grauen der NS-Zeit nahezubringen. Und das schlägt sich auch in der öffentlichen Meinung nieder: Ob die Einstellung zu Minderheiten, zu Frauen, zur Homosexualität oder zu Juden und der Schoa – die Österreicher sind heute deutlich liberaler und toleranter als vor einer Generation. Das ist ein europaweiter Trend, der durch den

Erfolg rechtspopulistischer Parteien etwas verdeckt wird.

Aber neue beunruhigende Phänomene sind dazugekommen, die es vor 32 Jahren noch nicht gab: eine parallele Medienwelt in den sozialen Medien, wo ähnliche antijüdische Hassausbrüche zu sehen sind wie in Ruth Beckermanns Straßenszenen; eine große Zuwanderung von Migranten aus anderen Kulturkreisen, die auch Österreicher aus der Mitte der Gesellschaft in ihrer Toleranzbereitschaft verunsichert. Und während Europa 1986 am Vorabend einer der größten Demokratisierungswellen des Kontinents stand, erleben wir heute gerade in den Staaten, die nach 1989 die „neuen Demokratien“ genannt wurden, massive Rückschritte.

Ob die ÖVP-FPÖ-Regierung Teil dieser Entwicklung ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Kanzler Sebastian Kurz ist von jedem Verdacht des Antisemitismus frei. Seine Einstellung zu Judentum und Israel ist durch und durch positiv, in seiner kritiklosen Unterstützung für die Regierung Netanjahu vielleicht sogar zu sehr. Die FPÖ bemüht sich auch, das antisemitische Erbe abzuschütteln, gerade weil sie Israel als Verbündeten im Abwehrkampf gegen den Islam sieht. Selbst ein Innenminister Herbert Kickl geht in den Mainstream-Medien etwas vorsichtiger mit der Sprache um, als es die ÖVP zu Waldheims Zeiten tat. Noch ist, trotz einigen Nadelstichen gegen die Pressefreiheit, in Österreich nichts geschehen, was an Ungarn oder Polen gemahnt.

Gleichzeitig aber sind nun in der österreichischen Regierung und Verwaltung Personen am Werk, die eher bereit sind, demokratische Usancen und Rechtsstaatlichkeit zur Festigung der eigenen Macht mit Füßen zu treten, als es die bigotten Bürgerlichen rund um Waldheim je waren. Was heute Sorgen macht, wird sich in drei Jahrzehnten wohl nicht in einem Dokumentarfilm einfangen lassen.

*nu*

In Wien wohnt Dornhelm in einem filmhistorisch bedeutsamen Haus, im Palais Pallavicini.

# Pendler zwischen den Welten

VON GABRIELE FLOSSMANN (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Robert Dornhelm ist, so viel ist gewiss, viel unterwegs. Mit Vorliebe pendelt der offenbar immerjunge, siebzigjährige Regisseur zwischen der Alten und Neuen Welt. Im kalifornischen Malibu lebt er gemeinsam mit seiner Frau in einem Strandhaus, seine Nachbarn klingen wie ein Auszug aus dem „Who is Who“ Hollywoods – Mel Gibson, Sean Penn und Ed Harris haben ihre Häuser in unmittelbarer Nähe. In Wien, wo wir uns auch zum Interview treffen, wohnt Dornhelm derzeit in einem sparsam, fast spartanisch eingerichteten Appartement in einem filmhistorisch bedeutsamen Haus zur Untermiete: Im Palais Pallavicini wurde bekanntlich einst *Der dritte Mann* mit Orson Welles gedreht. Passt, denn Anlass für seinen aktuellen Wien-Aufenthalt und unser Inter-

**Seine steile Karriere führte Robert Dornhelm rasch von Wien nach Hollywood. Trotz seiner Hollywood-Erfolge hat der österreichische Regisseur mit rumänischen Wurzeln seine Kontakte zu Österreich und Europa nie abreißen lassen.**

view sind, wie könnte es auch anders sein, Dreharbeiten.

Der TV-Krimi spielt Anfang des 20. Jahrhunderts in Wien. Sigmund Freud verkündet gerade seine revolutionären Erkenntnisse der Psychoanalyse, als der Wiener Polizei-Inspektor Max Rheinhardt in die Wohnung des hübschen Mediums Charlotte Löwenstein gerufen wird. Deren Tod gibt ihm jede Menge Rätsel auf: Die junge Frau wurde ganz offensichtlich erschossen, eine Waffe oder ein Projektil kann aber nicht gefunden werden. Das Zimmer ist von innen verschlossen, es gibt keine Spuren eines Kampfes. Da

Rheinhardt weder an Selbstmord noch an übersinnliche Kräfte glaubt, bittet er den jungen Arzt und Psychoanalytiker Max Liebermann um Hilfe. Der Schüler Sigmund Freuds ist bekannt für seinen kühlen Verstand und für seine unkonventionellen Methoden.

Das außergewöhnliche Ermittlerduo wird übrigens auch in zwei weiteren der insgesamt drei Psychothriller beschäftigt sein, die in den nächsten Monaten als Gemeinschaftsproduktion von ORF, ZDF, der MR-Film und der BBC in Wien gedreht werden. Der britische Schauspieler Matthew Beard spielt die Titelfigur Max Liebermann, Jürgen

Maurer den Kriminalbeamten Oskar Rheinhardt. Auch Ursula Strauss ist bei der internationalen Produktion, die in englischer Sprache gedreht wird, dabei.

Opulente und vor allem stimmige Ausstattung, authentische Kostüme, aufwändige Szenen und jede Menge „Suspense“: Das ist die erfolgversprechende Mixtur, in der Robert Dornhelm sich beruflich zu Hause fühlt, egal ob in Kalifornien oder in Österreich. Seine für den ORF gedrehten Filme wie *Maria Theresia*, *Das Sacher* oder *Kronprinz Rudolf* wurden alle zu Publikumshits. Der Spezialist für die filmische Wiederauferstehung einer großen Vergangenheit, der in der Filmmetropole Los Angeles mit Superstars wie Keith Carradine, Tom Waits, Tom Hulce, Lauren Bacall, Dennis Hopper und Jeff Bridges zusammenarbeitete, kam 1961, als 13-Jähriger, mit seinen Eltern auf der Flucht vor dem Ceausescu-Regime nach Wien.

Sein Cousin, Ex-Staatsoperndirektor Ian Holender, holte die Familie in Triest ab und brachte sie nach Österreich. Vielleicht liegt es ja so gesehen in den Genen, dass der Filmregisseur, der einst sein Studium an der Wiener Filmakademie abbrach und sich lieber dem Dokumentarfilm zuwandte, zwischen durch ziemlich erfolgreiche Ausflüge in die Welt der Oper unternahm. Beim Opernfestival im Steinbruch von St. Margarethen setzte er zunächst 2013 Giacomo Puccinis *La Bohème*, im Jahr darauf Verdis *Aida* und schließlich im August 2015 Puccinis *Tosca* derart erfolgreich in Szene, dass er dafür sogar mit dem Österreichischen Musiktheaterpreis ausgezeichnet wurde.

Für sein Dokumentarfilm-Debüt *Kinder der Theaterstraße* konnte Dornhelm Grace Kelly als Erzählerin gewinnen – und wurde für einen Oscar nominiert. Einen Emmy gewann er 2001 für die TV-Serie *Anne Frank*, Oscar-Preisträger Ben Kingsley spielte darin den Vater der Titelheldin.

**NU:** Es fällt auf, dass Sie nach einer erfolgreichen Hollywood-Karriere wieder mehr in Europa drehen. Fehlt Ihnen bei



**den zunehmend computergenerierten Special-Effects-Filmen der amerikanischen Produktionen der menschliche Aspekt?**

**Dornhelm:** Hollywood wird immer mehr zur Industrie. Es werden Filme produziert, die der Jugend wie Fast Food verfüttert werden. Bevor sie weltweit in die Kinos kommen, gibt es Test-Screenings und je nach dem Ergebnis dieser Publikumsbefragung werden die Filme verändert, egal ob das den Regisseuren gefällt oder nicht. Mit dem klassischen Hollywood, wie es Filmemacher wie Billy Wilder, Fritz Lang oder Fred Zinnemann kannten – um die einst sehr erfolgreichen Österreicher in diesem Business zu nennen –, hat das nichts mehr zu tun. Und mit dem europäischen Autorenfilm schon gar nicht. Obwohl es auch in Amerika eine Independent-Szene gibt, die sehr interessante Filme hervorbringt. Der Grund für meine Rückkehr nach Österreich lässt sich schnell auf den Punkt bringen: Es gibt hier offenbar mehr Filmstoffe, die mich wollen und die ich will. Aber ich lebe nach wie vor in Kalifornien, wenn auch – vor

allem wegen Donald Trump – weniger gern als früher. Andererseits ist die Zunahme des Rechtspopulismus in Europa – und Österreich – auch besorgniserregend.

**Die Liebermann-Krimis spielen im Wien der Jahrhundertwende. Ist das eine Epoche, die Sie besonders interessiert? Es hat ja auch ihr „Sacher“-Zweiteiler in dieser Zeit gespielt.**

Wegen der Liebermann-Krimis wurde ich schon vor einigen Jahren kontaktiert – noch vor dem *Sacher*. Ich habe die Romane von Frank Tallis gelesen, der selbst Psychiater und Freud-Experte ist, und ich war und bin fasziniert von seiner Schilderung der damaligen Atmosphäre Wiens: als Hotspot der Psychoanalyse, der Wissenschaft und der modernen Kunst, in dem man aber auch sehr deutlich die wachsenden Tendenzen zu Faschismus, Nationalismus und Antisemitismus erkennen konnte. Mich fasziniert am Liebermann-Stoff aber auch die Tatsache, dass er in der Vergangenheit spielt, sich aber sehr modern mit Bezügen zu heute erzählen lässt.

Robert Dornhelm ist, soviel ist gewiss, viel unterwegs. Mit Vorliebe pendelt der offenbar immerjunge, siebzigjährige Regisseur zwischen der Alten und Neuen Welt.

Opulente und vor allem stimmige Ausstattung, authentische Kostüme, aufwändige Szenen und jede Menge „Suspense“: Das ist die erfolgversprechende Mixtur, in der Robert Dornhelm sich beruflich zu Hause fühlt.

**Wenn Sie von Bezügen zu heute sprechen – meinen Sie damit unter anderem den damaligen Wiener Bürgermeister Karl Lueger, der in Ihrem Film auch vorkommt? Er war ja geradezu ein Prototyp eines Populisten, der seine Gesinnung von links-sozial über die politische Mitte bis hin zu extrem rechts und nationalistisch gewechselt hat.**

Ihm wird ja auch der Ausspruch nachgesagt: Wer ein Jud' ist, bestimme ich – was nichts anderes heißt, als dass er Menschen in erster Linie danach beurteilt hat, ob sie ihm politisch nützen oder schaden können. Im Umkehrschluss bedeutet es auch, dass es damals Juden gab, die Lueger nützen konnten oder wollten. Das thematisierte schon Karl Kraus, auch in unserem Film löst es einen familiären Konflikt bei den Liebermanns aus. Die Politik der damaligen Zeit und ihre Parallelen zu heute steht zwar nicht im Vordergrund des Films – der dreht

sich in erster Linie um die Auflösung eines klassischen Kriminalrätsels. Aber der Zeitgeist von damals gibt dem Ganzen eine sehr dichte Atmosphäre. Dazu gehört auch die Aufklärung eines zunächst völlig undurchsichtig und unlogisch erscheinenden Mordfalls mithilfe psychoanalytischer Erkenntnisse. Liebermann ist also so etwas wie der erste „Profiler“ der Kriminalgeschichte.

**Welche Rolle kommt der Moderne in der Kunst zu?**

Das kommt natürlich auch alles vor: Die Spannungen zwischen der Akademie der Bildenden Künste, die sich der Tradition verpflichtet fühlte, und den Begründern der Secession. Das Motto der Secession „Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit“ spielt schließlich bis heute in alle Lebensbereiche hinein. Das gilt nicht nur für die Bildende, sondern für alle Bereiche der Kunst. Es

kommt übrigens auch Gustav Mahler in unserem Film vor.

**Mit Freud hat sich in der Rechtsprechung, und damit auch in der Kriminalliteratur, die Erkenntnis durchgesetzt, dass auch Täter oft selbst als Opfer der Gesellschaft zu sehen und daher für ihre Verbrechen nicht immer voll verantwortlich sind. Ist das auch ein Aspekt, den Sie in Ihrem Thriller thematisieren?**

Ja, unbedingt! Das war immer schon ein Bestreben meiner Filme, dass ich nicht mit erhobenem Finger auf „die Bösen“ und deren (Un-)Taten zeige, sondern die gesellschaftlichen Ursachen für seelische Abgründe erforschen will. Das entspricht auch meinem Glauben an die Besserungsfähigkeit von Menschen. Ein Glaube, der allerdings angesichts der rechtspopulistischen Tendenzen auf der Welt und auch hierzulande ziemlich auf die Probe gestellt wird. *nu*



„Das Motto der Secession ‚Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit‘ spielt schließlich bis heute in alle Lebensbereiche hinein.“

# Freud als Vorbild für die Liebermann-Krimis

VON GABRIELE FLOSSMANN

Am 28. April 1885 verbrannte der damals 28-jährige Sigmund Freud alle seine Tagebücher und Notizen. Den Grund für das Abfackeln seiner intimsten Aufzeichnungen enthüllte er seiner Frau in einem Brief: Er wolle seinen Biografen das Leben so schwer wie möglich machen. Freuds Vorbeugungsmaßnahme half aber nicht gegen Biografen und schon gar nicht gegen diverse Krimi-Autoren, die den berühmten Erfinder der Psychoanalyse immer wieder als Ermittler in schwierigen Kriminalfällen auftreten lassen. Von sogenannten „Freud’schen Versprechern“, die Hinweise auf die Täter geben, einmal ganz zu schweigen.

„Man kann Freud nicht beschreiben“, meinte Freuds einstiger Schüler und erster Biograf, Ernest Jones, „ohne zu betonen, dass er ein Jude war. Obwohl er weder die Gesetze der jüdischen Religion befolgte, noch in irgendeiner anderen Form der jüdischen Religion nahestand, blieb er immer dem jüdischen Volk verbunden und interessierte sich für alles, was das Schicksal der Juden betraf. Es ist zweifelhaft, ob Freud ohne die von seinen jüdischen Vorfahren ererbten Züge in der Lage gewesen wäre, sein Werk zu vollenden.“

Freud selbst glaubte, dass der Widerstand gegen die Psychoanalyse durch antisemitische Vorurteile beträchtlich verstärkt wurde. Einmal schrieb er: „Meiner Meinung nach müssen wir als Juden, wenn wir mit anderen Leuten auskommen wollen, ein wenig Masochismus betreiben und auch bereit sein, eine gewisse Menge Ungerechtigkeit zu ertragen. Es gibt keinen anderen Weg, miteinander auszukommen. Ich bin sicher, wenn ich Oberhuber geheißen hätte, wären

meine neuen Ideen trotz aller anderen Faktoren auf viel weniger Widerstand gestoßen.“

## Das Klima der Donaumonarchie

Einer der Autoren, die Sigmund Freud und seine Zeit in ihren Kriminalromanen verarbeiten, ist der in London lebende und praktizierende Psychiater Frank Tallis. Er rückt einen fiktiven Schüler Freuds in den Mittelpunkt und lässt diesen, quasi als ersten „Profiler“, rätselhafte Kriminalfälle lösen. Seit 2005 veröffentlicht Tallis seine (bis jetzt sechsteilige) Liebermann-Krimireihe. Der Psychoanalytiker Max Liebermann, ein Schüler von Sigmund Freud, arbeitet mit einem befreundeten Kriminalbeamten, Inspektor Oskar Rheinhardt, zusammen. Tallis thematisiert in seiner Krimi-Reihe das soziale und kulturelle Klima der Donaumonarchie und lässt auch zahlreiche reale Persönlichkeiten in seinen Romanen auftreten. Die kulturelle und politische Stimmungslage der damaligen Zeit bildet einen spektakulären Hintergrund für die jeweiligen Kriminalfälle.

Die **Liebermann-Reihe** spielt zwischen 1902 und 1914 in Wien. Es war eine Zeit beispielloser Bewegung in der Welt der Philosophie, Wissenschaft und Kunst. Die Wiener Kaffeehäuser waren Orte lebendiger Diskussion, hier wurden die politischen, sozialen und kulturellen Themen des 20. Jahrhunderts verhandelt. Liebermann begegnet dort Sigmund Freud, Arnold Schönberg, Arthur Schnitzler, Gustav Klimt, Theodor Herzl, Ludwig Wittgenstein und Gustav Mahler. Gleichzeitig jedoch war Wien auch der Ort für eine ganz andere Art von Denkern: Antisemiten, Sozialdarwinisten und Rassentheoretiker, deren Ziele und Vorstellungen sich schließlich in Hitlers Nationalsozialismus vereinten.

Frank Tallis bezeichnete Sigmund

Freud einmal als „frustrierten Wiener Stand-up-Comedian“ und zeigt ihn in seinen Liebermann-Krimis auch von der humorvollen Seite. Die Freud-Witze bezog Tallis aus einem Buch eines möglichen Liebermann-Vorbilds: Theodor Reik. Er war tatsächlich ein Schüler Freuds und setzte sich mit Kriminologie, mit jüdischem Humor und Freud-Witzen auseinander. Reik war übrigens auch schon des Öfteren eine Quelle für die Witze Woody Allens.

## Freuds Schüler

Vom Jahre 1902 an scharte Freud einige jüngere Ärzte um sich – in den sogenannten „Mittwoch-Gesellschafts“-Runden, aus denen später die Wiener Psychoanalytische Vereinigung hervorging. Von Anfang an dabei waren Alfred Adler, Max Kahane, Rudolf Reitler und Wilhelm Stekel, in der Folge kamen Carl Gustav Jung, Sándor Ferenczi und Freuds späterer Biograf Ernest Jones dazu. Jones war es auch, der in seiner – Anna Freud gewidmeten – Biografie das Geheimnis gelüftet hatte, dass „Anna O.“ eigentlich Bertha Pappenheim war.

Frank Tallis beruft sich im Nachwort zu seinem Buch *Wiener Tod: Ein Fall für Max Liebermann* auf Ernest Jones’ Biografie als eine seiner Informationsquellen.

## Liebermann-Vorbilder

**Wilhelm Stekel** (1868–1940) sagte über sich: „Ich schmeichle mir, der einzige wirkliche Freudianer zu sein.“ Er war ein junger Arzt, der Freud ursprünglich wegen seiner psychologischen Impotenz konsultiert hatte. Von Stekel war die Anregung für die Gründung der Mittwoch-Gesellschaft gekommen. Frank Tallis waren die Namen der Teilnehmer der Mittwoch-Gesellschaft alle bekannt, ebenso ihre Ansichten und Erkenntnisse über die

damals neue Wissenschaft der Psychoanalyse und die Intrigen, die in diesem Kreis liefen. In *Die Liebermann Papiere* („*Mortal Mischief/ A Death in Vienna*“) lädt Freud den jungen Kollegen Liebermann in die Mittwoch-Gesellschaft ein und erwähnt ihm gegenüber Wilhelm Stekel. Was außerdem für Stekel als Vorlage für Liebermann sprechen könnte, ist die Tatsache, dass dieser sich mit den Zusammenhängen zwischen Psychologie und Kriminologie auseinandergesetzt hat. Für sein Buch *Die Träume der Dichter* (1912) hatte Stekel – nach der Absage

Lügendeflecht der Hauptprotagonistin Nora zu entwirren. Und Jerome D. Salingler zitierte ihn 1951 in dem Roman *Der Fänger im Roggen*.

### Theodor Reik

Auch wenn Theodor Reik nicht als direkte Vorlage für Dr. Liebermann in Frage kommt, war und ist er für alle Freud-Krimi-Autoren eine wertvolle Quelle, hinterließ er doch ein umfassendes Schrifttum zu den Themen Religionspsychologie, Kriminologie, Kriminalpsychologie und Forensik sowie zur Kunstpsychologie. Einflüsse aus

wahrscheinlich ein wichtiger Hinweis zur Beantwortung der Frage, warum Tallis ausgerechnet den Detektivroman als Genre für seine Histo- und Psycho-Krimis gewählt hat. Denn die Einbeziehung eines Schülers von Sigmund Freud als Psycho-Ermittler erlaubt eine Abweichung vom klassischen Schema des Detektivromans. Zwar werden die Verbrechen aufgeklärt, doch bleibt die gesellschaftliche Ordnung weiterhin gestört, was durch die sich langsam auflösende Donaumonarchie und das Aufkeimen des Faschismus und Nationalsozialismus deutlich wird.



© ORF/FILM/PETRO DOMENIGG

Juergen Maurer, Matthew Beard und Christoph Luser bei den Dreharbeiten zu „Liebermann“

Schnitzlers – weitere Autoren nach ihren „kriminellen Träumen“ befragt und unter anderem Antworten von Gerhart Hauptmann und Peter Rosegger erhalten. Auf jeden Fall hinterließ Stekel schon lange vor den zeitgenössischen Freud-Krimis seine Spuren in der Weltliteratur. Er hatte in *Der dünne Mann* (1934) von Dashiell Hammett einen Auftritt – als Fachmann für Psychopathologie, der helfen sollte, das

den Werken *Der eigene und der fremde Gott* oder *Geständniszwang und Strafbefürfnis*, die in der Mitte der 1920er-Jahre entstanden, sowie auch aus der umfangreichen Sadomasochismus-Studie *Aus Leiden Freuden* sind in den Krimis erkennbar. Reiks Überlegungen zur Kriminologie, etwa im Buch *Der unbekannte Mörder*, finden in den Liebermann-Krimis ihren Niederschlag. *Suspense*, im Sinne Reiks gedeutet, ist

Durch die Einführung realer historischer Ereignisse und historischer Persönlichkeiten weisen die Krimis darauf hin, dass auch nach der Sühne einer Tat die gesellschaftlichen und sozialen Umstände, die vielleicht das begangene Verbrechen mit verursacht haben, unverändert bleiben, wenn die dafür verantwortlichen Politiker – wie etwa Karl Lueger – ihre Ämter behalten.

nu

Tallis thematisiert in seiner Krimi-Reihe das soziale und kulturelle Klima der Donaumonarchie und lässt auch zahlreiche konkrete Persönlichkeiten in seinen Romanen auftreten.

# OT - 25 Lichtskulpturen



DIRMIRNGASSE © WWW.WULZ.CC

Im Zuge des von den Nazis höhnisch „Reichskristallnacht“ genannten Novemberpogroms 1938 wurden hunderte Jüdinnen und Juden schwer verletzt, verhaftet, totgeprügelt, ihre Wohnungen und Geschäfte geplündert, an die hundert Synagogen und Bethäuser zerstört. Nun, achtzig Jahre später, leuchten seit 8. November an 25 Standorten zerstörter Synagogen Sterne der Erinnerung. Das Jüdische Museum hat dieses Lichtzeichen-Projekt OT in Kooperation mit der von Brigitte Kowanz geführten Meisterklasse für Transmediale Kunst an der Universität für Angewandte Kunst und der Technischen Universität realisiert. Aus einer Ausschreibung gingen als Siegerprojekt die Sternstelen des 1983 in Kärnten geborenen Künstlers Lukas Maria Kaufmann hervor, die nun das finsterste Kapitel unseres Landes, ja, erhellen. „OT“ steht in der hebräischen Sprache für das deutsche Wort „Symbol“ oder „Zeichen“. Im frühen Judentum beschrieb es auch die spirituelle Beziehung zwischen Gott und Mensch.



BUNDESPRÄSIDENT ALEXANDER VAN DER BELLEN IN DER TEMPELGASSE © WWW.WULZ.CC

# wider das Vergessen

TEMPELGASSE © JMW/KATHARINA LISCHKA



BRAUNHUBERGASSE © WWW.WULZ.CC

PROJEKT OT © LUKAS KAUFMANN



© CURIEL MORGENSZTERN

Der feierlichen Eröffnung wohnten Zeitzeugen sowie unter anderem der österreichische Bundespräsident Alexander van der Bellen mit Gemahlin, sein Vorgänger Heinz Fischer und seiner Frau (im Bild Mitte), der ehemalige UNO-Generalsekretär Ban Ki-moon mit Gemahlin (im Bild Mitte), der Künstler Lukas Kaufmann (rechts im Bild), Monika Fröhler (links im Bild), Leiterin des Ban Ki-moon Centers Wien sowie JMW-Direktorin Danielle Spera (zweite von links im Bild) bei.

*nu*

VON MARIE-THERES ARNBOM

Meine Recherche beginnt in New York: Ein alter, gebeugter Mann führt mich durch das Archiv der Metropolitan Opera, einen Raum voller Artefakte, Statuen, Fotos und unzähliger Dokumente. Verträge, Fotos und Presseauschnitte der Dirigenten Walter Taussig und Fritz Stiedry kommen zum Vorschein, eine großartige Quelle, die tiefe Einblicke gewährt. Ich darf aus dem Orchestergraben einen Blick in den Zuschauerraum werfen, auf den Pulten liegen die Noten zu Richard Strauss' Ballett *Schlagobers*. Ein Gruß aus Wien.

Die Met war nach 1938 erste Anlaufstation, viele der geflüchteten Musiker fanden hier einen Job, jedenfalls für den Anfang, als Sprungbrett. Daraus ergaben sich lebenslange Verbindungen. Kurt Herbert Adler, Walter Herbert, Walter Taussig, László Halász, Fritz Stiedry und Peter Paul Fuchs kannten einander von der Volksoper und trafen sich nun wieder an der Met, um von hier aus ihre unterschiedlichen, höchst erfolgreichen Karrieren zu starten. Man ist versucht zu sagen, dass sie das Land kulturell kolonialisierten.

Sie alle sind heute in Europa nahezu vergessen, doch die Rückschau auf ihre Karrieren macht einmal mehr klar, welch enormes Potenzial Österreich im Jahr 1938 verloren ging: Aus den Künstlern, die an der Volksoper tätig waren, wurden Direktoren bedeutender Opernhäuser, Betreuer der Stars, Dirigenten von Weltrang, Musiker in führenden Orchestern, Komponisten, Lehrer, Veranstalter und Volksbildner.

Freilich gibt es Publikationen über

# Die vertriebenen Künstler der Volksoper

**Zu ihrem 120-Jahr-Jubiläum erinnert die Wiener Volksoper an Künstler und Künstlerinnen, die 1938 „nicht mehr benötigt“ wurden. Manche fanden ein schreckliches Ende in den Vernichtungslagern, anderen gelang die Flucht und der Aufbau einer neuen Existenz in Amerika, Australien oder Südamerika.**

die Schicksale in den diversen Zufluchtsländern. Aber die hinterlassenen Dokumente, Briefe und Texte sind meist auf Deutsch und oft handschriftlich, das kann dort kaum jemand lesen. Österreichische Forscher und Forscherinnen sind also gefordert: Die Quellen liegen auf der Straße, sie müssen nur aufgehoben werden, in Wien, in New York, in San Francisco, Los Angeles oder San Diego, ganz zu schweigen von England, Australien und Südamerika.

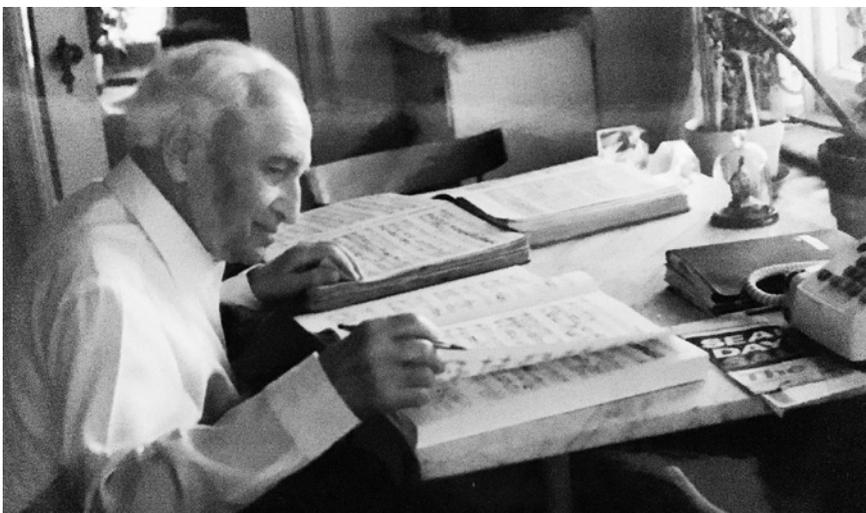
## Familienerinnerungen

Um ein wenig mehr über die Künstler zu erfahren, kontaktiere ich Witwen, Kinder und Enkelkinder. Ihre persönlichen Erinnerungen ermöglichen Ein-

blicke jenseits der nüchternen Fakten. Welche Sprache wurde gesprochen? Bewahrte sich der österreichische Akzent? Wie war die Beziehung zu Wien? Gab es Besuche in Österreich? Was wurde erzählt und – fast noch wichtiger – was wurde nicht erzählt?

Diese Kontakte gestalten sich völlig unterschiedlich. Da gibt es die unvergleichliche Elissa Fuchs, 99 Jahre alt, voller Geschichten und Erinnerungen an ihren Mann, den Dirigenten und Lehrer Peter Paul Fuchs, die sie viele Stunden lang mit mir teilt. Wir treffen einander in ihrem Apartment in Greensboro, North Carolina, umgeben von Fotos und Erinnerungen – und von ihrem Hochzeitskleid, das ihre Schwiegermutter 1949 aus goldfarbenem Garn gestrickt hat. Eine aktuelle Aufnahme zeigt eine elegante, sorgfältig zurechtgemachte Erscheinung: eine in Würde gealterte Primaballerina mit Stock an der Ballettstange.

Der Dirigent Heinrich Krips fand in Australien Zuflucht. Sein Sohn Henry, bereits in Australien geboren, erzählt mir, er habe Österreichisch gelernt, ohne Deutsch zu können. „I was born in Vienna“, sagt er. Ich verstehe, was er meint. Eine Wiener Blase, erhalten in einer australischen Wohnung, voll mit Büchern und Bildern und erfüllt von Musik und der Wiener Sprachmelodie, die Deutsch gar nicht benötigt, sondern



© PRIVAT/LYNN TAUSSIG



© PETER PAUL FUCHS PAPERS, UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA, GREENSBORO



© PETER PAUL FUCHS PAPERS, UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA, GREENSBORO



Kurt Herbert Adler, Walter Herbert, Walter Taussig, László Halász, Fritz Stiedry und Peter Paul Fuchs kannten einander von der Volksoper und trafen sich an der Met wieder.

sich auch auf Englisch vermittelt: was für ein wunderbares Detail eines musikalischen Emigrantenlebens. „Vienna was frozen“: In diesem Satz liegt die ganze Tragik des Emigrantenlebens.

Der legendäre Kurt Herbert Adler leitete dreißig Jahre die Oper von San Francisco und brachte alle europäischen Stars an die Westküste. Ein Gigant der Opernwelt. Doch wer hat die 1.800 Seiten transkribierter Interviews mit ihm und seinen Sängerinnen und Sängern gelesen, die es in keiner einzigen österreichischen Bibliothek gibt? Gerade einmal 50 Seiten des großen Konvoluts handeln von seiner Jugend in Wien. Sein Sohn Ronald weiß so gut wie nichts über die Vergangenheit. Der Vater sprach niemals über seine Erfahrungen in Österreich, sondern blickte nur nach vorne. Ronalds Tochter Katharina Adler setzt sich auf ihre Weise mit der Familie auseinander: *Ida* heißt ihr Roman über ihre Urgroßmutter, die für Sigmund Freud zum Fall Dora mutierte. Bis heute ist diese kurze Begegnung mit den Anfängen der Psychoanalyse ein Thema in der Familie.

George Halász beginnt just in dem

Augenblick, als ich ihn kontaktiere, die Schachteln mit dem Nachlass seines Vaters László, dem Begründer der New York City Opera, durchzuschauen. Er ist schier überfordert ob der Menge. Und auch er weiß kaum etwas über die Familie seines Vaters. Erst durch mich erfährt er, dass sein Vater jüdisch geboren war, die Familiengeschichte bekommt eine neue Wendung.

Christine Ippisch wiederum sucht in Guatemala, in einem Kasten ihres Vaters, nach Fotos ihres Urgroßvaters, des Cellisten und Militärkapellmeisters Franz Ippisch. Von der Existenz der Autobiografie ihres Großvaters, die zu einem Teil in Wien erhalten ist, hat sie noch nie gehört.

### Kulturbotschafter wider Willen

Viele der Künstler, die an der Volksoper länger oder kürzer tätig gewesen waren, wurden in den Zufluchtsländern zu „Kulturbotschaftern wider Willen“. So machte Heinrich Krips das australische Publikum mit europäischer Musik bekannt, Hans Holewa spielte als erster Musiker Schönbergs Werke in Schweden. Eugen Strehn führte die *Fledermaus* in Bogotá auf, Franz Ippisch beeinflusste als Militärkapellmeister in Guatemala den Musikgeschmack – Kulturvermittlung auf allen Ebenen.

Doch nicht allen Künstlern gelang die Flucht. Das grauenhafte Schicksal der Sängerin Ada Hecht ist dokumentiert durch ihre Briefe an ihren Sohn Manfred, der rechtzeitig nach Amerika flüchten konnte. Das Leo-Baeck-Institut hat die Briefe digitalisiert – 600 Seiten Verzweiflung, Panik, Todesangst und unendliche Liebe für den Sohn. Manfred Hecht verfasste eine Autobiografie, der Jugend in Wien kommt ein wesentlicher Anteil zu.

Alle von mir kontaktierten Nachkommen beantworten meine Frage, ob sich irgendwann jemand aus Österreich für ihre Väter oder Großväter interessiert hätte, mit nein. Ich bin unsagbar beschämt, dass ich die Erste bin. Und zugleich dankbar, dass ich diesen Künstlern ihre Geschichte zurückgeben darf.

*nu*



Marie-Theres Arnbom  
Ihre Dienste werden nicht mehr benötigt. Aus der Volksoper vertrieben – Künstlerschicksale 1938  
Amalthea Verlag, Wien 2018  
208 Seiten, EUR 25,-

Viele der Künstler, die an der Volksoper länger oder kürzer tätig gewesen waren, wurden in den Zufluchtsländern zu „Kulturbotschaftern wider Willen“.

# „Wir leben im Zeitalter der Schamlosigkeit“

VON GEORG LEYRER UND THOMAS TRENKLER

Im Sommer brachten die Salzburger Festspiele die Dramatisierung seines virtuos gebauten, 2014 veröffentlichten Romans *Kommt ein Pferd in die Bar* als Koproduktion mit dem Wiener Burgtheater zur Uraufführung; im Herbst reiste Grossman zur umjubelten Premiere im Akademietheater in Wien an.

Ein Ich-Erzähler berichtet über den letzten Auftritt des Standup-Comedians Dov Grinstein just an dessen 57. Geburtstag. Für seine Abschiedsvorstellung hat sich der Possenreißer eine schäbige Halle im Industriegebiet bei Cesarea ausgesucht. Er nennt sich eine „Publikumshure“, für eine Pointe gibt er seine Eltern der Lächerlichkeit preis.

**NU: In Ihrem Roman „Ein Pferd kommt in die Bar“ macht der Alleinunterhalter Dov Grinstein nicht nur schlechte Witze, er übt auch Kritik an Israel und den Siedlern. Darf er denn das?**

**Grossman:** Dovele ist extremer als alle Standup-Comedians, die ich in Israel gesehen habe. Die meisten wollen sich nicht mit der aktuellen Lage auseinandersetzen. Sie wissen: Wenn sie die Wunde berühren, verlieren sie entweder die eine Hälfte ihres Publikums – oder die andere. Das Risiko wollen sie nicht eingehen. Standup-Comedy ist eine zynische Kunstform. Man kann ihr heute nicht entkommen. Selbst die Nachrichten sehen manchmal so aus! Und Trump! Das Publikum will in einem wohligen Bad schwimmen. Selbst der gemäßigttere, friedliche Teil will nicht mit Politik in Berührung kommen. Das ist ein Phänomen der letzten zehn, 15 Jahre. Es gibt keine schnelle Lösung, und daher beginnen die Menschen zu verzweifeln. Die Zukunftsaussichten sind ja wirklich furchtbar. Entweder wird Israel ein Apartheid-Staat oder

**David Grossman, 1954 in Jerusalem geboren und 2011 mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet, gehört neben Amos Oz zu den wichtigsten und wohl auch mutigsten Schriftstellern Israels. Der Autor des Romans „Kommt ein Pferd in die Bar“ übt im Nahostkonflikt deutliche Kritik an Israel.**

immer weniger demokratisch beziehungsweise immer fanatischer. Die natürlichste Reaktion ist, sich zu davon zu distanzieren, die Strategie, ein gutes Leben zu führen. Israel bietet viele Möglichkeiten dafür – inklusive Standup-Comedy.

**Wie können Sie derart israelkritisch schreiben und trotzdem Ihr Publikum nicht verlieren?**

Ich denke, viele Menschen in Israel mögen meine politische Einstellung nicht. Ich verstehe sie! Aber selbst manche Rechte lesen meine Bücher. Sie fühlen, dass meine Literatur für sie relevant ist, auch, weil mein Zugang nuanciert ist. Mich interessiert, was mit Menschen passiert, die seit drei Generation in einem Kriegszustand leben. Das wollen die Rechten auch wissen. Wir sehen einander in Klischees. Ich kenne viele Siedler, ich diskutiere mit ihnen, lerne mit ihnen. Ich kann ihnen nicht die Menschlichkeit, die Komplexität absprechen. Ich will mit der Realität in Kontakt bleiben, auch wenn sie mich wirklich erschüttert.

**Kann nuancierte Literatur die Politik beeinflussen oder zumindest die Diskussion in eine Richtung lenken?**

Wenn es so wäre, wären wir schon ganz woanders. Nuancen erfordern Energie und Aufwand. Aber wir haben die Energie für Nuancen verloren. Literatur heißt, etwas Präzises in einer trüben

Welt zu machen. Und auf den Nuancen zu beharren. Insofern kann Literatur auf lange Sicht schon etwas beeinflussen. In einer verzerrten Situation wie der unseren ist das erste, das manipuliert wird, die Sprache: von der Rechten, der extremsten und fanatischsten Regierung, die Israel je hatte, von der Armee, von der Polizei, von den Medien. Literatur hingegen zwingt die Menschen, Dinge richtig, also eine Besatzung wirklich „Besatzung“ zu nennen. Eine halbe Million Siedler lebt hinter der alten Grenze. Die jungen Menschen verstehen es nicht, wenn ich von „Besatzung“ spreche, denn sie wurden bereits in den besetzten Gebieten geboren. Es ist ihr Land. Aber ich bestehe trotzdem auf dem Begriff und wurde deshalb sogar aus dem israelischen Radio gefeuert. Die Methoden, die unbequeme Realität weißzuwaschen, werden immer gefinkelter.

**Gibt es diese Attacke auf die Sprache nicht überall? Donald Trumps Anwalt hat gesagt: „Die Wahrheit ist nicht die Wahrheit.“**

Und Massenmedien machen aus normalen Menschen eine Masse – durch Kitsch, Sentimentalität, Wir-Gefühl. Es ist widerlich, wie einfach es ist, zu manipulieren. Was George Orwell vor fast einem Jahrhundert schrieb, ist Teil unseres Lebens. Wir leben im Zeitalter der Schamlosigkeit. Alles kann gemacht, gesagt werden. Jahrzehntlang war Antisemitismus wegen der Schoa



**Thomas  
Trenkler und  
Georg Leyrer im  
Gespräch mit  
David Grossman**

ein Problem nicht lösen, indem man es ignoriert. Jerusalem sollte in zwei Hauptstädte geteilt werden. Andererseits würde ich nicht wollen, dass Jerusalem total gespalten wird. Es gibt diese Stadt seit etwa 3500 Jahren, sie ist die heilige Stätte für die drei großen monotheistischen Religionen. Heute ist Jerusalem das Herz des Fanatismus, des Rassismus und des Rassenhasses von allen Seiten. Ich fände es gut, wenn einige Organisationen der Vereinten Nationen, zum Beispiel die Unicef, nach Jerusalem übersiedelten. Jerusalem könnte eine Metapher dafür sein, dass die Menschheit in der Lage ist, die Natur zu überwinden und Frieden zu schließen. Und dass man kompromissbereit zusammenzuleben vermag. Aber wollten wir nicht über Literatur reden? Da sieht man, wie uns dieser Konflikt vereinnahmt!

tatsächlich unmöglich. Aber jetzt, nach 70, 75 Jahren, beginnt die Scham zu verdampfen. Es ist keine Schande mehr, antisemitische Dinge zu sagen oder antisemitische Paraden abzuhalten.

**Andererseits spitzt auch die israelische Politik den Konflikt zu: Arabisch ist nicht mehr offizielle Sprache in Israel.**

Man kann keine Sprache eliminieren oder entwerten! Eine Sprache ist Kultur, ist Identität. Das war erniedrigend, ein schrecklicher Schlag gegen den Stolz und die Ehre der palästinensischen Israelis. Sie machen ein Fünftel unserer Bevölkerung aus. Wir israelischen Juden waren überall, wo wir waren, eine Minderheit, wir müssen lernen, als Mehrheit fair und würdig zu handeln. Aber weil wir umgeben sind von 300 Millionen arabischen Muslimen, die offen sagen, dass sie uns nicht wollen, fühlen wir uns als Minderheit. Die Palästinenser in Israel fühlen sich im Herzen der arabischen Mehrheit zugehörig. Es ist ein komplizierter Tango. Ich glaube, dass wir das Verhältnis zwischen den jüdischen und den palästinensischen Israelis erst verbessern können, wenn Israel die große Palästinenser-Frage

gelöst hat. Die Besatzung muss beendet werden. Denn nur dann wird es eine klare Beziehung zwischen der Mehrheit und der Minderheit geben.

**Hat sich das Umfeld zuletzt nicht verändert? Wegen des erstarkenden Iran scheinen Ägypten und Saudi-Arabien offener gegenüber Israel zu sein.**

Völlig richtig. Die sunnitischen Länder sind durch den Iran und extremistische muslimische Organisationen wie Al-Kaida und den IS verängstigt. Diese Länder lieben uns nicht, wir sind ja nicht in Hollywood, aber sie sind an uns herangetreten und haben Interesse an unserer Macht. Wir könnten dieses Interesse für die Verhandlungen bezüglich der Palästinenser nützen. Aber Israel macht nicht einmal einen ernsthaften Schritt in diese Richtung. Leider.

**Und Donald Trump?**

Ah, wir kommen zurück zur Standup-Comedy! (Er lächelt) Trump denkt, er sei der beste Freund Israels. Er unterstützt die Illusionen, die wir haben, und löscht die Komplexität der Realität einfach aus. Er wischt das Problem Jerusalem einfach vom Tisch. Doch man kann

**Im deutschsprachigen Raum lesen, wie Untersuchungen zeigen, immer weniger Menschen Bücher. Ist das in Israel auch so?**

Ja. Das ist unausweichlich, mit den neuen Medien und all den Verlockungen. Die Menschen sind es leid, in ihren Gefühlen herausgefordert zu werden. Es ist leichter, in Klischees zu denken, als in die Nuancen der Seele einzutauchen. Als ich ein Kind war, gehörte es zum guten Ton, über Literatur zu reden. Aber nur wenige Kinder lasen wirklich. Heute gehört es nicht einmal mehr zum guten Ton. Ich glaube aber immer noch an die Kraft der Literatur: Sie stellt Fragen, sie bietet keine Antworten. Deshalb liebe ich sie, sie ist im Graubereich der Zweifel und der Zögerlichkeit und des Was-wäre-wenn... *nu*

*Das Interview erschien in einer leicht gekürzten Version bereits in der Tageszeitung „Kurier“.*

„Entweder wird Israel ein Apartheid-Staat oder immer weniger demokratisch beziehungsweise immer fanatischer. Die natürlichste Reaktion ist, sich zu davon zu distanzieren.“

# Kabbala oder das Verhältnis zwischen Gott und der Welt

**Das Jüdische Museum  
Wien zeigt in Kooperation  
mit dem Jewish Historical  
Museum Amsterdam eine  
Ausstellung, in deren  
Fokus die Kabbala in all  
ihren Erscheinungen steht.**



„David Bowie  
in diagonal stripes“

Wenige jüdische Museen haben es bisher gewagt, die Kabbala zu einem Ausstellungsthema zu machen. Zwar wurden in den beiden letzten Jahren gleich zwei Ausstellungen – eine im Berliner Jüdischen Museum und eine unmittelbar danach im Jüdischen Museum in Paris – zum Thema Golem gezeigt, davor war in Paris auch noch eine Ausstellung zur Magie in der jüdischen Tradition zu sehen. Und obwohl diese Themen mit der Kabbala in gewissem Maße zusammenhängen, repräsentieren sie dennoch nur eine – wenn auch, wie im Falle des Golems, populäre – Randerscheinung des weiten Feldes der jüdischen Mystik.

### Eine alte, geheimnisumwobene Lehre

Es gibt gewisse Wörter, die vertraut und fremd zugleich klingen. So ein Wort ist auch „Kabbala“. Bei den meisten Menschen weckt es Assoziationen an eine alte, geheimnisumwobene Lehre, an eine Ur-Weisheit der Menschheit, oder auch an das rote Bändchen, das seit Jahren den linken Arm zahlreicher Prominenter ziert.

Was heißt Kabbala nun wirklich? Das hebräische Wort bezeichnet zunächst etwas, das empfangen oder entgegengenommen wird. Im religiösen Zusammenhang ist damit die Tradition – die empfangene Überlieferung göttlichen Ursprungs – gemeint. Wurde zunächst jegliche religiöse Tradition als Kabbala bezeichnet, so wird der Begriff seit dem Mittelalter vermehrt als Bezeichnung für die Geheimlehre des Judentums (hebr. *torat ha-sof*) und ihre mystischen Traditionen verwendet.

Die Mystiker, die sich mit dieser Tradition beschäftigten, wurden fortan *Mekubbalim*, Kabbalisten, genannt. Sie glaubten, ihre Lehre sei paradiesischen Ursprungs und bereits Adam offenbart worden, sie selbst sahen sich vorrangig als Empfänger dieses Wissens.



© COURTESY OF GHIORA AHARONI, NEW YORK

Die Einleitungsfrage aus dem kabbalistischen Hauptwerk, dem Zohar, wurde vom Künstler Ghiora Aharoni in seiner Skulptur „What's in the Rose?“ neu gestellt.

Die Kabbala war eine Neuschöpfung der Kabbalisten, das Ergebnis einer kreativen Verbindung alter mystischer Traditionen des Judentums und der im Mittelalter verbreiteten philosophischen Lehren. Sie ist ein faszinierendes Erklärungsmodell für das Verhältnis zwischen Gott, der Welt und dem Menschen. Im Zentrum stehen Spekulationen über Gottes Wesen und die Schöpfungslehre.

Ein Schlüsselbegriff der Kabbala sind die zehn Sefirot, die Wirkungskräfte des offenbaren Gottes, die aus der unergründlichen Essenz Gottes (En-Sof) hervortreten. Die Sefirot und die ihnen zugeschriebenen Gottesnamen boten den Kabbalisten die Möglichkeit, sich Gott anzunähern und ihn zu erkennen.

Den Siegeszug trat die Kabbala

schließlich im 16. Jahrhundert an, ausgehend von ihrem neuen Zentrum in Safed im Norden Israels. Hier schlossen sich Kabbalisten zu Bruderschaften zusammen, um gemeinsam mystische Texte zu studieren. Die berühmteste war jene von Isaak Luria. Sein Neuansatz war durchaus „modern“ und stark vom frühneuzeitlichen Denken beeinflusst. Kabbalistische Auffassungen fanden damals auch Eingang in den religiösen Alltag der Juden, so wie etwa die Schabbathymne „Lecha dodi“.

Die Kabbala öffnete sich und die Lehren verbreiteten sich rasant, auch nach Europa, wo damals gerade die Renaissance mit ihrer Rückbesinnung auf die Antike und alte Kulte in voller Blüte war. Die Aufmerksamkeit der europäischen Humanisten wurde durch die als uralte verstandene Geheimwissenschaft rasch geweckt. Sie glaubten vorrangig, mithilfe der Kabbala die Wahrheit des Christentums beweisen zu können. Spätestens von da an wandelte sich die Kabbala von einer nur wenigen Eingeweihten (Juden) vorbehaltenen Lehre zu einem Welterklärungsmodell für Theologen, Astronomen und andere Gelehrte.

In den folgenden Jahrhunderten entdeckten auch okkulte Bewegungen den Reiz der Kabbala und integrierten sie in den Kontext ihrer eigenen Ideen. Mit ihrem seit einigen Jahrzehnten erhobenen Anspruch, eine heilbringende Lehre für alle zu sein, bietet die populäre Kabbala, die vor allem von den *Kabbalah Centres* ausgeht, heute den nach Spiritualität Suchenden eine Heimat. Die Kabbala hat längst die asketischen Zirkel und Bruderschaften verlassen und ist in der globalen Welt gelandet.

### Die komplexe Welt der Kabbala

In der Ausstellung im Jüdischen Museum Wien betreten die Besucherinnen und Besucher zunächst den Prolograum, wo sie an die komplexe Welt der Kabbala und ihre Grundbegriffe herangeführt und auf die Entdeckungsreise durch die Welt der Kabbala einge-

Was heißt Kabbala nun wirklich? Das hebräische Wort bezeichnet zunächst etwas, das empfangen oder entgegengenommen wird. Im religiösen Zusammenhang ist damit die Tradition – die empfangene Überlieferung göttlichen Ursprungs – gemeint.

In der Ausstellung im Jüdischen Museum Wien betreten die Besucherinnen und Besucher zunächst den Prolograum, wo sie an die komplexe Welt der Kabbala und ihre Grundbegriffe herangeführt und auf die Entdeckungsreise durch die Welt der Kabbala eingestimmt werden.

stimmt werden. Eine Rauminstallation von Conny Cossa und Maximilian-Paul Hertz vermittelt diese Inhalte sinnlich-emotional, indem sie die kabbalistische Schöpfungssituation nachempfunden: die dunkle Leere, die ersten Lichtstrahlen, die in sie eindringen und ihrer Stärke wegen zur kosmischen Katastrophe – dem „Bruch der Gefäße“ – führen. Eine wesentliche Rolle spielen die hebräischen Buchstaben. Sie sind nicht nur Bausteine der Schöpfung, sie besitzen auch eine inhärente Schöpfungskraft. Die Lehre vom Tzimtzum, dem Zusammenziehen, dem Zurücknehmen Gottes bei der Schöpfung, bildet den Hintergrund für die Gestaltung aller Ausstellungsräume. Dadurch wird in jedem Raum die Schöpfungssituation neu erlebt. Die Beleuchtung wird zu göttlichen Lichtstrahlen und die Objekte zu den Gefäßen, die diese aufnehmen und reflektieren.

In zehn Stationen werden Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen den einzelnen Ausprägungen der Kabbala sichtbar gemacht. Die Besucherinnen und Besucher begeben sich so auf eine Reise, die sowohl zeitlich als auch thematisch erlebt werden kann. Hier treffen alte Quellen und Vorstellungen



In der Ausstellung im Jüdischen Museum Wien begeben sich die Besucherinnen und Besucher auf eine Reise, die sowohl zeitlich als auch thematisch erlebt werden kann.

auf zeitgenössische Kunstwerke. Alte Handbücher, die den Kabbalisten Orientierung auf dem Weg in die himmlischen Sphären gaben, finden einen zeitgenössischen Ausdruck im rostbraunen Flugzeugträger auf stürmischer See in Anselm Kiefers Werk *Merkaba*. Die Einleitungsfrage aus dem kabbalistischen

Hauptwerk, dem *Zohar*, wurde vom Künstler Ghiora Aharoni in seiner Skulptur *What's in the Rose?* neu gestellt. Die hebräischen Buchstaben am Objekt sind invertiert und nur von innen zu lesen: eine Aufforderung, hinter die Oberfläche zu schauen. Die Rose, als Symbol der Schönheit, im *Zohar* stellvertretend für Israel und umgeben von Dornen, wird, nach innen gewandt, zur Allegorie der menschlichen Existenz: Wir besitzen die beiden Energien – die des Gerichts und die der Güte – in uns selbst.

Neben der Gegenüberstellung von traditionellen Objekten und zeitgenössischen Kunstwerken folgt die Ausstellung auch den Spuren der Kabbala in anderen Bereichen der Kunst, in der Literatur, im Film oder in der Musik.

Die Kabbala ist mittlerweile bald tausend Jahre alt, mehr als fünfhundert Jahre wird sie auch von Nichtjuden rezipiert und interpretiert. Dieser Umstand lässt sie zu einem Phänomen der europäischen Kulturgeschichte werden, dessen Wirkungskreis weit über jenen des Judentums und der Religion hinausreicht.

*nu*

© GALERIE THADDAEUS ROPAC, SALZBURG, AUSTRIA



Anselm Kiefer, *Merkaba*, 2004

# „Etwas Unpraktisches kann nicht schön sein“

VON ANDREA SCHURIAN

1918, Geburtsjahr der Ersten Republik, Todesjahr von vier österreichischen Jahrhundertgenies: Am 6. Februar starb der exzentrische Gesamtkunstwerker Gustav Klimt, Gründungsmitglied der Wiener Secession und einer der wichtigsten Vertreter des Wiener Jugendstils, im Alter von 55 Jahren; der visionäre Architekt der Moderne, Otto Wagner, war 76, als er am 11. April verschied; sein Freund, Secessionskollege und Mitbegründer der Wiener Werkstätte, Koloman Moser, starb am 18. Oktober, und nur knapp zwei Wochen später, am 31. Oktober, erlag der Revolutionär der Zeichnung, Egon Schiele, nur 28-jährig der Spanischen Grippe.

Mit zwei von ihnen hat sich **NU**-Autor und *Standard*-Journalist Gregor Auenhammer wissend, neugierig, präzise, mit schriftstellerischer Leichtigkeit und wissenschaftlichem Ernst intensiv auseinandergesetzt: Seine

Hommage *Auf den Spuren von Gustav Klimt* erschien bereits 1917, nun, im Gedenkjahr, war der studierte Historiker und Philosoph *Auf den Spuren von Otto Wagner* (Fotografien: Gerhard Trumler) unterwegs, besuchte auf der Baumgartner Höhe die vormalige „Landesirrenanstalt am Steinhof“, die seit dem Jahr 2000 Otto-Wagner-Spital heißt, mit der Kirche zum Heiligen Leopold, und die Fuchs-Villa, er spazierte zu den das Wiener Stadtbild so bestimmenden Stadtbahnstationen, -bögen und -brücken, die Wagner gestaltete, visitierte die Wiener Secession, erlag der Schönheit der Industriebauten, Werkstätten, Wohnhäuser, Banken und Bänke, Brücken und Flussverbauungen, inspizierte mit kunst- und architekturhistorischer Akkuratessie sogar die von Otto Wagner so elegant ornamentierten Aufzüge und analysierte Wagners nie endenden, immer aufregenden Gestaltungswillen. „Etwas Unpraktisches kann nicht schön sein!“ zitiert er dazu ein Postulat Wagners und

resümiert: „Wie ein roter, nein, pardon, wie ein grüner Faden zieht sich das Schaffen des visionären Architekten und Stadtplaners bis heute durch die Donaumetropole.“

Auenhammer weiter: „Hätte man all das realisiert, was Otto Wagner seinerzeit als Stadtbaumeister weise, sozial denkend und gestalterisch vorausdenkend erdacht, eingereicht, geplant hatte, wäre Wien noch fantastischer, noch schöner, noch imposanter, als es ohnehin heute ist.“

Es ist ein optisches Fest, Gregor Auenhammer auf seinen anregenden Spaziergängen zu begleiten und seiner Einladung zu folgen, Wagners Wien mit ihm gemeinsam zu entdecken.



Gregor Auenhammer  
**Auf den Spuren von Gustav Klimt: Spaziergänge durch Wien**  
Styria Verlag, Wien 2018  
128 Seiten, EUR 16,90

# Foto- und Geschichtenbuch

VON ANDREA SCHURIAN

„Bei uns daheim gibt’s die Foto-schachteln, da sind sie drinnen, alte, neue, große, kleine Bilder, farbige, schwarzweiße, ausdrucksstarke, blasse, vergilbte... Die Schachtel übt bis heute eine besondere Anziehungskraft auf mich aus. In bestimmten Momenten krame ich gern in diesem Bilder-Berg, der eine Art familiäres Gedächtnis darstellt“ **NU**-Autorin Doris Priesching, die schon Erni Mangolds wunderbar lebenskluge Biografie unter dem Titel *Lassen Sie mich in Ruhe* (Amalthea) niederschrieb, hat nun mit Film- und Fernsehstar Ursula Strauss in Erinnerungen gestöbert und die Fundstücke sensibel zu einem Foto- und Geschichtenbuch montiert: *Warum ich nicht mehr fliegen kann*.

*Und wie ich gegen Zwerge ankämpfte* ist eine warmherzige Liebeserklärung an ihre Familie – „Die Familie hat mich sozusagen genommen, durchgeschüttelt und mit klarem Kopf und Herzen



Ursula Strauss  
**Warum ich nicht mehr fliegen kann und wie ich gegen Zwerge kämpfte**  
Bilder und Geschichten, Aufgezeichnet von Doris Priesching  
Amalthea Verlag, Wien 2018  
240 Seiten, EUR 25,-

wieder auf den Weg gestellt“ –, an Freunde und an ihren Beruf: „Ich habe gelernt, zu spielen und danach wieder ich zu sein. Kein einfacher, aber ein wichtiger Prozess.“

Unterteilt in drei Abschnitte – „Wie ich wurde“, „Was ich bin“, „Und was das soll“ –, erzählt Strauss, wie es sich für ein Landmäderl anfühlte, Schritt für Schritt die Welt zu erobern, zieht ebenso uneitel wie ehrlich Bilanz über ihre Stärken und Schwächen, ihre Träume und was daraus geworden ist: „Ich wollte schon immer Schauspielerin werden. Allerdings habe ich diese Klarheit zwischendurch verloren, genau wie mir der Glaube an mich und meinen Traum vorübergehend abhanden gekommen ist.“ Die im Laufe des Erwachsenenlebens immer seltener gewordenen Träume vom Fliegen gaben dem Buch übrigens den Titel: „Ich würde gern wieder fliegen können. Im Traum.“

# 70 Jahre Israel: Wie seine Existenz die Welt verändert

VON JOHANNES GERLOFF

Mit 8,4 Millionen Einwohnern rangiert Israel auf Platz 96 weltweit, unmittelbar nach Tadschikistan und Honduras, vor Österreich und der Schweiz. Fragt man Google nach einer Weltrangliste der Militärmächte, erscheint Israel auf Platz 11, 14, 15 oder auch 29 – je nach Maßstab. Auf einer Liste der „einflussreichsten“ oder „mächtigsten Länder der Welt“ rückt der kleine Staat am östlichen Mittelmeerrand schon auf Platz 8.

Auffallend ist, dass Israel in vielen einschlägigen Artikeln, die sich damit beschäftigen, wie gefährlich ein Land ist, überhaupt nicht auftaucht. Doch dann findet man Ranglisten der „gefährlichsten Länder der Welt“, auf denen Israel Platz 20 einnimmt. Die USA rangiert auf derselben Liste auf Platz 50 – als sei es gefährlicher, in Israel zu leben als in den USA. Dabei wurden im Jahr 2017 in den USA 15.612 Menschen erschossen. Im gleichen Zeitraum forderte der israelisch-palästinensische Konflikt 113 Todesopfer. Wäre das Leben in Israel so gefährlich wie das in den Vereinigten Staaten, hätten 2017 im

jüdischen Staat, gemessen an seiner Einwohnerzahl, 422 Menschen allein durch Schusswaffengebrauch getötet werden müssen.

Im November 2003 ergab eine Umfrage der EU-Kommission, dass Israel „die größte Gefahr für den Weltfrieden“ sei – nicht nur aus Sicht des Irans oder der Bevölkerung von Bangladesch. Vor 15 Jahren hielten sechzig Prozent der den jüdischen Staat für gefährlicher als den Iran, Nordkorea oder Afghanistan.

Seit 2006 hat der UNO-Menschenrechtsrat (UNHRC) Israel 61-mal verurteilt, während alle anderen Staaten zusammengenommen 55-mal verurteilt wurden. Dies vermutlich auch deshalb, weil der jüdische Staat Standards setzt, die für die ganze Menschheit gültig sein sollten.

Das gilt ganz offensichtlich nicht nur für Menschenrechte. So dient Israel als Vorbild, wenn es darum geht, wie Nationalstaaten im 21. Jahrhundert definiert werden sollten. Exemplarisch wird an Israel diskutiert, ob Religion die Identität eines Volkes definieren, ob man eine Kriegserklärung mit Krieg beantworten oder wie eine Demokratie einen asymmetrischen Krieg führen darf. Eine asymmetrische Konfliktsituation entsteht, wenn die Armee eines demokratischen Staates einer bedrohlichen Masse von andersgläubigen Zivilisten gegenübersteht.

In Südafrika hat ein Wirtschafts-

boykott das Apartheid-Regime gestürzt. Der jüdische Staat hat sich durch jahrzehntelange Boykotterfahrungen zu einer führenden Startup-Nation gemausert. Dov Moran, der Erfinder des USB-Sticks, bringt es auf den Punkt: „Immer wenn wir in Not gerieten, mussten wir etwas Neues erfinden.“

Israel setzt in einer Welt, die vom Untergang bedroht zu sein scheint, neue Maßstäbe der Hoffnung. Das gilt nicht nur im politischen und militärischen Bereich, sondern auch in der Kunst, wo eine einzigartige kulturelle Vielfalt dazu führt, beispielsweise uralte jemenitische Volkslieder zu modernen Popsongs zu verarbeiten. Oder für das Gebiet der Natur- und Geisteswissenschaften. Wenn dreißig Prozent aller Nobelpreisträger jüdisch sind, hat das nichts mit den Genen zu tun. Vielmehr wirkt nach, dass ein Volk seit Jahrhunderten lesen und schreiben kann und sich dazu auch noch in Massen den Luxus talmudischer Spitzfindigkeiten leistet. Wenn sich aber eine ganze Nation der Jurisprudenten und Sprachakrobatik verschreibt, dann entspringt dem irgendwann ein Einstein.

Bemerkenswert ist, dass die Weltöffentlichkeit durch ihre Fokussierung das bestätigt, was die Bibel seit Jahrtausenden sagt: Israel ist der Maßstab, an dem sich die nichtjüdischen Völker messen lassen.

*nu*

© WIKIMEDIA COMMONS/BERTHOLD WERNER





# Die israelische Flagge am Mond?

© CC BY 3.0/ZACHIEVENOR

VON RENÉ WACHTEL

Noch gibt es einen Wettlauf zwischen Indien und Israel um den vierten Platz auf dem Mond. Aber Israel scheint im Vorsprung zu sein. Während die Mondmission Indiens schon zweimal verschoben werden musste, sind die Vorbereitungen in Israel schon sehr weit gediehen. Im Dezember 2018 soll die israelische Raumsonde Sparrow (englisch für Spatz) mit einer SpaceX-Falcon 9 Rakete vom Weltraumbahnhof Cape Canaveral in Florida starten und planmäßig im Februar 2019 auf dem Mond landen. Damit wäre Israel die erste Nation, die per sanfter Landung wissenschaftliche Geräte auf den Mond gebracht hätte. Wie kam das zustande?

Es begann vor sieben Jahren. Google versprach damals, zwanzig Millionen Dollar an die erste private Nichtregierungsorganisation zu vergeben, der es gelänge, bis Ende 2017 auf dem Mond zu landen. Damit war der „Google Lunar XPrize“ geboren. Und in Israel gingen einige Weltraumenthusiasten ans Werk: Die Wissenschaftler Yariv Bash, Kfir Damani und Yonathan Weintraub gründeten das Start-up „SpaceIL“, das in den letzten Jahren auf mehr als 250 Personen anwuchs. Sie fanden auch viele Geldgeber, unter anderem den US-Casino-Milliardär Sheldon Adelson und die Charles and Lynn Schustermann Stiftung. Hauptinvestor ist der israelischen Multimilliardär Morris Kahn, der laut

Forbes zu den 700 reichsten Menschen weltweit zählt. Bei einem Gesamtbudget von knapp hundert Millionen US-Dollar investierte Kahn mehr als dreißig Millionen in das Unternehmen. Seine Begründung: Wir werden Geschichte schreiben. Wenn die Rakete startet, werden wir uns lange daran erinnern, wo wir selber in genau diesem Moment waren. Mit dieser Investition will Morris Kahn auch den Wirtschaftsstandort Israel stärken und andere Financiers ermuntern, solche Start-ups zu unterstützen.

Wichtig für SpaceIL war auch die Kooperation mit Israel Aerospace Industries (IAI), die international hoch angesehenen und gut vernetzt ist. Mit den vergleichsweise geringen finanziellen Mitteln – 48 Millionen Dollar im Vergleich zu 19 Milliarden Dollar der NASA – hat sich die israelische Raumfahrtagentur auf kleine, effiziente Technik spezialisiert. Die Satelliten Amos, Ofek

**Der Spatz (Sparrow) hat die Größe eines Geschirrspülers, so der Vergleich von SpaceIL. Das Modul hat ein Gewicht von 585 Kilogramm, ist eineinhalb Meter hoch und hat einen Durchmesser von 2 Metern. Auf den ersten Blick sieht es aus wie ein Tisch mit vier starken Karbon-Beinen. Mitte Dezember wird es von einer Space-X Falcon 9 Rakete (vom Tesla-Milliardär Elon Musk) ins Weltall befördert. Um Treibstoff zu sparen, haben die Techniker von SpaceIL einen speziellen Reiseverlauf berechnet. Das Raumfahrzeug wird bei einer Höhe von 60.000 km von der Rakete abgekoppelt und in einem elliptischen Orbit um die Erde kreisen, bis es nach zwei Monaten im Februar 2019 den Mond erreichen wird. Während der Landung wird die Sonde Bilder und Videos vom Landeplatz senden und die Fahne Israels hissen.**

und Techsat, die Israel ins All geschossen hat, wiegen bescheidene 0,5 bis fünf Tonnen. Jetzt arbeitet die IAI an sogenannte Nanosatelliten, die nicht einmal zehn Kilogramm Gewicht haben sollen, aber dank miniaturisierter Sensor- und Funktechnik trotzdem jede Menge Daten liefern können.

SpaceIL ist die erste Mondmission, die komplett mit privaten Mitteln finanziert wurde, und auch ein Ansporn an Unternehmen, in solche Start-ups zu investieren. Zwar gibt es mittlerweile den Google Lunar XPrize nicht mehr, weil der mit 2017 fixierte, zeitliche Rahmen überschritten wurde, doch die Israelis gaben nicht auf. Im Juli 2018 präsentierten die Weltraumforscher der Öffentlichkeit ihre Raumsonde Sparrow. Sogar der neue NASA-Direktor, der ehemalige Kongressabgeordnete James Bridenstine, hat sie besichtigt. Mit nur eineinhalb Meter Höhe und knapp 600 Kilogramm Gewicht – davon zwei Drittel Treibstoff – ist der „Spatz“ die kleinste Sonde, die je auf dem Mond landen und dort sogar wissenschaftliche Experimente durchführen wird: Mit dem Weizmann-Institut wurde vereinbart, dass das Magnetfeld des Erdtrabanten vermessen werden soll.

Aber als erstes soll Sparrow die israelische Flagge am Mond hissen. Damit ist Israel auch eine Mondnation. Mit der spektakulären Raumsonde am Mond will SpaceIL noch mehr israelische Jugendliche für das Weltall begeistern und so wie einst Apollo 11 in den USA das Interesse an naturwissenschaftlichen und Ingenieurfächern an Israels Universitäten steigern.

*nu*





## US-Politik analysieren, als ob sie nicht von Trump wäre

VON MARTIN ENGELBERG

Über eine Verdammung des US-Präsidenten Donald Trump lässt sich schnell ein Konsens herstellen. Es ist tatsächlich nicht leicht, über die sehr deutlichen Züge seiner narzisstischen Persönlichkeit hinwegzusehen. Wie der US-Präsident agiert, verunmöglicht fast eine differenzierte Betrachtung.

Aber hier ein Versuch: Lasst uns Trump als groben Flegel bezeichnen und ihn dafür auch politisch bekämpfen, als ob er nicht vielleicht auch einige interessante Ideen hätte. Im Abtausch dafür analysieren wir zum Beispiel nüchtern seine Initiativen gegenüber Israel, als ob sie nicht von ihm kämen.

Dafür bietet sich als Erstes seine Entscheidung an, die US-Botschaft nach Jerusalem zu verlegen. Konventionelle Politiker, Diplomaten und Journalisten haben natürlich eine ganze Reihe an Gegenargumenten, aber letztlich keine Antwort auf zwei Gegebenheiten. Erstens: Jerusalem ist und wird die Hauptstadt Israels bleiben, weil diese Stadt seit jeher ein unabdingbarer Teil der jüdischen Identität war und ist. Darüber besteht in Israel ein weitgehender nationaler Konsens. Zweitens: Wenn sich die internationale Staatengemeinschaft schon seit Jahrzehnten über diesen legitimen Anspruch der Israelis hinwegsetzt, dann sollte dies zumindest einen Zweck haben, nämlich, eine politische Lösung des Konfliktes mit den Palästinensern zu erleichtern. Hat es das? Nein!

Nach jahrzehntelangen, erfolglosen Initiativen und Verhandlungen muss sich ein Politiker mit gesundem Menschenverstand sagen, dass die konventionelle „Zwei-Staaten-Lösung“ mausetot ist. Also warum an einer Verhandlungsposition festhalten, wenn sie kein Ergebnis bringt, denkt sich jemand, der ein erfolgreicher Dealmaker ist.

Das Gleiche gilt für die UNRWA, das UN-Hilfswerk für die Palästinenser. Seit Jahrzehnten leben Palästinenser in Flüchtlingslagern, werden nicht in den Nachbarländern integriert und vererben den Flüchtlingsstatus von einer Generation zur nächsten. Diese weltweit einmalige Situation wird von der UNRWA und damit der internationalen Staatengemeinschaft auch noch unterstützt. Dadurch wird das Flüchtlingsproblem der Palästinenser jedoch keineswegs kleiner, ganz im Gegenteil. Der US-Präsident hat jetzt entschieden, die Unterstützung für die UNRWA einzustellen. Ist das so falsch angesichts der Tatsache, dass eine notwendige Neuorientierung bisher unmöglich war?

Das politische Agieren Donald Trumps mag die internationale Diplomatie immer wieder in Ohnmachtsanfälle stürzen und die Palästinenser ermuntern, noch weniger als nicht kompromissbereit zu sein. In dieser neuen „Dealmaker-Denke“ wird jetzt einmal den Realitäten vor Ort Rechnung getragen. Die palästinensische Führung hätte jetzt die große Chance, sich im Abtausch großzügige Zugeständnisse auszuverhandeln. Erkennt sie dies – wieder einmal – nicht, dann

wird sich das Rad der Geschichte eben weiterdrehen. Aber mit Jerusalem als zunehmend anerkannter Hauptstadt Israels. Und die Palästinenser, die arabischen Bruderstaaten und die Weltgemeinschaft werden sich neue Wege überlegen müssen, mit dem fragwürdigen Flüchtlingsstatus umzugehen.

So gibt es – Stichwort Iran-Deal, Nordkorea, Menschenrechtskommission – einige Gebiete, wo der US-Präsident ganz neue Wege geht. Die mögen manchen als irrlüchtern erscheinen. Ein Versagen dieser völlig anderen Zugänge ist aber noch keineswegs ausgemacht.

Machen wir daher nicht den Fehler, jede neue politische Initiative des US-Präsidenten sofort zu verteufeln, nur weil sie von Donald Trump stammt. Bekanntlich sind es oft die schrägen, schwierigen Persönlichkeiten, die mit atemberaubender Sicherheit ihre Finger stets auf die wundeste Stelle legen. Nutzen wir dieses Potenzial, solange Trump nun mal Präsident ist – er kann es womöglich noch einige Jahre bleiben.

Andererseits ist es keine Frage, dass Donald Trump mit vielen, teils auch schwerwiegenden Fehlern die amerikanische und internationale Politik sehr strapaziert. Deshalb lohnt es sicher dafür zu kämpfen, dass eine ausgeglichene, reifere Persönlichkeit das wichtigste Amt der Welt innehat – und die unkonventionellen Querdenker zwar in die Entscheidungsfindungen einbezogen werden, aber nicht selbst am Ruder sind.

*nu*



# „Wir müssen optimistisch bleiben“

VON DANIELLE SPERA

**NU: Wenn man sich die Informationen über Ihren beachtlichen Lebenslauf ansieht, erfährt man wenig über Ihre Herkunft.**

**Schneier:** Meine Eltern – der Vater hatte polnische, die Mutter rumänische Wurzeln – heirateten in der Schiffschul in Wien. Leider starb mein Vater Chaim noch sehr jung im Jahr 1936, sein Vater wurde 1941 nach Theresienstadt, mein Onkel Michael, der von Wien nach Ungarn geflüchtet war, 1944 nach Auschwitz deportiert. Onkel Bernhard flüchtete nach der „Kristallnacht“ auf Skiern in die Schweiz, gelangte in die USA, ging zur Army und war als US-Soldat in Deutschland und Frankreich im Einsatz. 1945 suchte er nach seiner Familie, meine Mutter und ich kamen mit ihm nach Wien zurück. Er wurde US-Militärkommandant zur Zeit der Alliierten, der ehemalige jüdische Flüchtling aus Wien kehrte als hoher Offizier zurück.

**Wie war es Ihnen und Ihrer Mutter gelungen, aus Wien herauszukommen?**

Meine Mutter versuchte alles, um uns herauszubekommen. Ich erinnere mich an die Schlangen vor dem Rothschild-Palais. Nach Amerika konnten wir nicht, auf eine Ausreise nach China hätten wir ein Jahr warten müssen. Meine Mutter fiel unter die rumänische Quote, daher erhielt sie ein Touristenvisum, mit dem wir kurz nach Ausbruch des 2. Weltkriegs im September 1939 nach Ungarn gelangten. In Budapest, so hofften wird, würden wir ein Visum für

die USA bekommen, doch wir blieben als „illegal aliens“ hängen. Wir zogen von einer Wohnung zur anderen, waren ständig unterwegs und in Sorge. Mein Großvater, Moses Bergmann, war in Körösmezö in den Karpaten ein prominenter Rabbiner. Er hat uns sehr geholfen. Doch 1944 wurde er nach Auschwitz deportiert. Gerettet wurden wir durch einen Schutzbrief des Schweizer Diplomaten Carl Lutz und das Internationale Rote Kreuz.

**Sie waren neun Jahre alt, als Sie nach Ungarn kamen?**

Ja, und mein Großvater wurde zu meiner Vaterfigur. Er prägte mich sehr. Seine größte Sorge war, wer ihm einmal als Rabbiner nachfolgen würde. Meine Mutter, sein einziges Kind, und ich hofften bis zum Schluss, dass er aus dem Konzentrationslager zurückkehren würde. Damals gelobte ich, in seinem Gedenken die Ausbildung zum Rabbiner zu machen.

**Das haben Sie auch eingehalten.**

Ja, aber zunächst studierte ich Psychologie, weil ich Psychiater werden wollte. Mein Lehrer an der Yeshiva University sagte zu mir: „Wenn du Psychiater wirst, kannst du vielleicht dreißig Menschen helfen, aber du könntest viel mehr erreichen.“ Zu dieser Zeit wurde in Brooklyn ein Rabbiner gesucht. So hat alles begonnen – heute praktiziere ich Psychiatrie auf internationalem Niveau.

**Wie sind Ihre Erinnerungen an Wien vor 1938?**

Wir wohnten in der Leopoldsgasse,

wo ich auch die Volksschule besuchte. Jüdischen Unterricht erhielt ich im polnischen Tempel. Mein Vater hatte ein Geschäft in der Nussdorfer Straße, das meine Mutter nach seinem Tod übernahm. Ich erinnere mich an den Augarten, an unsere Ausflüge nach Baden, in den Prater. Und in meiner Erinnerung ist alles mit Musik erfüllt. Ich hatte eine sorglose, schöne Kindheit. Doch nach dem „Anschluss“ änderte sich unser Leben schlagartig. Nur eine Viertelstunde nach Schuschniggs Radioansprache und seinen Worten „Gott schütze Österreich“ wehten an vielen Häusern Nazifahnen. Statt in meine Volksschule musste ich nun in eine Schule nur für jüdische Kinder gehen. Das war nicht ungefährlich, die Hitlerjugend wartete dort schon auf uns, um uns zu verprügeln.

**Bei den Novembepogromen explodierte dann die Gewalt.**

Die jüdischen Geschäfte wurden schon vorher beschmiert. Ich durfte nicht mehr in unser Eisgeschäft, denn da stand: „Juden und Hunde unerwünscht“. Im Park wurde ich geschlagen. Und ich durfte meine geliebte Lederhose nicht mehr anziehen, das war für Juden plötzlich verboten. Die „Kristallnacht“ habe ich noch in lebhafter Erinnerung, Plünderungen, Schreie. Unser Nachbar wurde abgeholt und zur Rossauer Kaserne gebracht, danach nach Buchenwald und Dachau. Wir erfuhren von vielen Selbstmorden. Als ich am nächsten Tag in die Schule ging, brannte der polnische Tempel immer noch, Polizei und Feuerwehr achteten nur darauf, dass die Nebenhäuser nicht

zu Schaden kamen. Das Bild unseres zerstörten Tempels habe ich nie vergessen und mich deshalb später auch für eine UNO-Resolution zum Schutz religiöser Stätten eingesetzt.

### Wann kamen Sie nach Wien zurück?

Gleich nach Kriegsende. Synagogen gab es nicht mehr, die Schiffschul, der polnische Tempel waren zerstört. Meine Mutter mietete das Geschäftslokal unseres Haus in der Leopoldsgasse 16, dort gab es immer einen Minjan. Der

Rabbiner Arthur Schneier, geboren 1930 in Wien, überlebte die Schoa in Budapest, kehrte 1945 nach Wien zurück und wanderte zwei Jahre später in die USA aus. Er promovierte an der **Yeshiva University** in New York zum Doktor der Theologie. Seit 1962 ist er das religiöse Oberhaupt der **Park East-Synagoge**. 1965 gründete er die Appeal of Conscience-Stiftung. Arthur Schneier ist Inhaber von zehn Ehrendoktoraten und wurde in vielen Ländern mit hohen Auszeichnung dekoriert, so auch in Österreich.

© ASTRID PETERLE



Danielle Spera im Gespräch mit Rabbiner Arthur Schneier

sowjetische Militärkommandant war jüdisch. Zu Jom Kippur kam er zu uns in die Wohnung, zog die Uniform aus und ging in normaler Kleidung zum Gebet. Ich besuchte als vermutlich einziger jüdischer Schüler das Gymnasium Stubenbastei und musste auch am Schabbat zum Unterricht. Jedenfalls vermied ich es, mich mit christlichen Mitschülern außerhalb der Schule zu treffen. Ich konzentrierte mich auf das Lernen.

### Wie wurden Sie dann in den USA aufgenommen?

1947 kam ich in die USA, meine Mutter zwei Jahre später, da sie vorerst kein Visum bekam. Ich begann an der Yeshiva University zu studieren. Heute leben wir in einer multikulturellen Gesellschaft, doch damals war es nicht leicht, ein Einwanderer zu sein, noch dazu mit deutschem Akzent. Ich nahm mir sogar einen irischen Sprachprofessor, um den Akzent zu verlieren. Seine Sprechübungen musste ich unzählige Male vor dem Spiegel wiederholen. Ich

vermied es, mich mit anderen Immigranten zu treffen. Ich wollte so schnell wie möglich Amerikaner werden und dazugehören. 1981 bekam ich eine hohe interreligiöse Auszeichnung. Außenminister Kissinger hielt vor mir eine Rede. Ich sagte zu ihm, ich würde es bedauern, meinen Akzent verloren zu haben, denn so könnte ich wie er heute US-Außenminister sein.

### Wie war das Ankommen in den USA für Ihre Mutter?

Wir hatten Verwandte, die sich um sie kümmerten. Sie arbeitete, doch dann erlitt sie mehrere Schlaganfälle und starb leider zu früh. Ich lebte anfangs im Studentenwohnheim und verbrachte den Schabbat bei meiner Verwandtschaft. Mein Stipendium betrug 5 Dollar pro Woche. Am Donnerstag hatte ich noch 25 Cent, das reichte für ein Frankfurter Würstel. Ich begann neben dem Studium zu arbeiten, zunächst in einer Apotheke, später in der Immobilienbranche, bei einem Mann, der gern nachts arbeitete. Das

war ideal, denn so konnte ich das Studium mit der Arbeit kombinieren. Als ich mit dem ersten Teil meines Studiums fertig war, wollte er mich zum Teilhaber in seiner Firma machen. Ich sagte, er solle warten, bis ich in vier Jahren meine Rabbinatsausbildung abgeschlossen haben würde. Fazit ist: Er wurde Millionär, ich Rabbiner.

### Sie kehrten aber immer wieder nach Wien zurück?

Mein erster Wien-Besuch fand 1964 statt, ich war bereits Rabbiner an der Park East Synagoge. Als ich mit dem Wagen vor unserem Haus in der Leopoldsgasse ankam, stand der Sohn des Hausmeisters da, der nach dem „Anschluss“ als Erster zur SA, später zur SS ging. Ich nannte meinen Namen und er sagte: „Oh, der kleine Arthur.“ Dann war Stille. Und ich dachte mir, er ist noch immer ein Hausmeister und schau, wo ich heute bin ...

**Ja, das war die Zeit des Schweigens, erst durch die Waldheim-Affäre ist zum**

„Mit Kreisky hatte ich eine große Auseinandersetzung. Ich sagte ihm meine Meinung zu seiner Nahost-Politik, und dass er Arafat die internationale politische Bühne geöffnet hat.“

„Nach dem ‚Anschluss‘ änderte sich unser Leben schlagartig. Nur eine Viertelstunde nach Schuschniggs Radioansprache und seinen Worten ‚Gott schütze Österreich‘ wehten an vielen Häusern Nazifahnen.“

**ersten Mal eine Diskussion über die Verantwortung Österreichs entstanden.**

Ich habe Waldheim oft getroffen, als er noch UNO-Generalsekretär war. Durch seine Hilfe ist es mir gelungen, einigen Juden die Ausreise aus der Sowjetunion zu ermöglichen. Später kamen die Berichte über seine Kriegsvergangenheit auf. Sein großer Fehler war, dass er das alles verheimlicht hat.

**Wie hat sich Ihr Verhältnis zur katholischen Kirche entwickelt?**

Der Hintergrund war die Lage der sowjetischen Juden. Nachdem ich dem Nazi-Regime entronnen war, stand für mich außer Frage, mich für die sowjetischen Juden einzusetzen. Zu diesem Zweck gründeten wir die interkonfessionelle Stiftung *Appeal of Conscience Foundation* und schalteten ein Inserat in der *New York Times*. Die Sowjets protestierten zwar, gaben uns aber trotzdem ein Visum. Ehe wir nach Moskau reisten, trafen wir hohe Vertreter des Vatikans, weil sich die Kirche für verfolgte Katholiken in der Sowjetunion einsetzen wollte. So entstand meine enge Beziehung zu Kardinal König und meine Freundschaft zu Kardinal Schönborn, der auch Mitglied in unserer interreligiösen und internationalen Stiftung ist. Unser Fokus war und ist bis heute Religionsfreiheit auf der ganzen Welt.

**So kam es dann auch zum Papstbesuch in Ihrer Synagoge?**

Der Besuch von Benedikt XVI. war eine Folge unserer Arbeit in Sachen Menschenrechte nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch in Nordirland, Argentinien, Kuba, El Salvador oder China, wo wir die erste interkonfessionelle Gruppe waren. Den Kontakt zu China bekam ich übrigens über Ceaușescu, mit dem ich über die Ausreise der rumänischen Juden verhandelte. Bei all diesen Reisen hat mich meine aus einer Diplomatenfamilie stammende Frau, Elisabeth Nordmann-Schneier, unterstützt und begleitet.

**Wer von den Politikern und kirchlichen Würdenträgern, die Sie getroffen haben, beeindruckte Sie am meisten?**

Sicherlich Michail Gorbatschow, er veränderte die geopolitische Weltlage massiv und dauerhaft. Franz Vranitzky, der die österreichische Geschichte neu schrieb. Thomas Klestil wurde ein persönlicher Freund. Ich habe mit vielen österreichischen Politikern – Mock, Schüssel, Klima, Fischer – zusammengearbeitet. Für meine Bemühungen um die Menschenrechte in Osteuropa, speziell auch im Jugoslawien-Konflikt, war Wien eine wichtige Drehscheibe. Mit Kreisky hatte ich eine große Auseinandersetzung. Ich sagte ihm meine Meinung zu seiner Nahost-Politik, und dass er Arafat die internationale politische Bühne geöffnet hat. Michael Häupl war in meiner Synagoge und brachte allen Kindern eine Uhr mit. Als er mir im Rathaus das Große Goldene Ehrenzeichen übergab, wollte ein Fotograf ein Bild von uns machen. Häupl sagte, dass wir woanders hingehen sollten, denn der Hintergrund sei nicht gut. Hinter uns hing ein Bild von Karl Lueger.

**Glauben Sie auch, wie viele amerikanische Gruppierungen, dass wir Juden Europa verlassen sollen?**

Ich finde es wichtig, dass es so viele jüdische Gemeinden wie möglich gibt. Allerdings muss man auch an die Jugend denken. Da gibt es die Frage der jüdischen Erziehung. Und findet man einen jüdischen Partner? Amerikanische Juden haben den Holocaust nicht erlebt, ihre Kinder sind nicht mit dem Trauma der Eltern aufgewachsen. Sie leben hedonistisch, für sie ist die jüdische Identität nicht wichtig. Das ist ein großer Verlust. Die Universitäten hier werden immer kritischer gegenüber Israel, das wirkt sich auch massiv auf die amerikanisch-jüdischen Studierenden aus. Gleichzeitig leben wir Juden in den USA in einer goldenen Zeit.

**Auch nach dem Attentat auf die Synagoge von Pittsburgh?**

Auch in den USA ist man nicht

immun gegen Antisemitismus, wie nicht zuletzt das brutale Massaker in der Tree of Life-Synagoge zeigt. Aber wir sind nicht allein, wir bekommen von allen Seiten Zuspruch und Solidarität. An der interkonfessionellen Gedenkveranstaltung für die Opfer von Pittsburgh in unserer Synagoge haben alle hohen kirchlichen und islamischen Würdenträger teilgenommen. Wenn ich daran denke, dass in der „Kristallnacht“ die Polizei unbeteiligt zusah, dann erleben wir im Gegensatz dazu heute eine unglaubliche Unterstützung durch alle Behörden. Aber wie lange noch? Durch die demografischen Veränderungen könnte das alles anders werden.

**Was sehen Sie als heute größte Herausforderung für die Juden?**

Wie wir uns in einer sich rasch verändernden Welt zurechtfinden. Technologie ist eine starke Kraft, leider auch für das Böse. Das ist nichts Außergewöhnliches, der Mensch will Gott nachahmen. Doch Gott hat nicht nur Gutes erschaffen, uns keine perfekte Welt übergeben. Bei der Atomenergie hat man zuerst gejubelt: keine Kohle, keine Umweltverschmutzung! Dann kamen Hiroshima und Tschernobyl. Und die neue Informationstechnologie bringt einerseits Bildung für alle und weitreichendste Information, andererseits transportiert sie unfassbaren Hass. Auch der Vertrauensverlust in der Politik ist nicht gut. Die beste Zeit für Juden ist eine Zeit der Stabilität. Wenn es Umbrüche gibt, werden Juden zu Sündenböcken, wie zuletzt bei der Bankenkrise. Deshalb ist Israel, das sich zunehmend zu einer Vorreiternation für Innovation, Kreativität und Bildung entwickelt, für uns essenziell. Denn wohin soll man gehen, wenn es ernst wird? Wir müssen optimistisch sein, sonst würden wir nicht verstehen, wie ein winziges Volk eine solche Wirkung auf die Zivilisation haben konnte und kann. Das soll weiter so bestehen, dann gibt es auch für uns eine Zukunft.

*nu*



# Über Versöhnen und Verzeihen

VON PAUL CHAIM EISENBERG

Mein seliger Vater, der mehr als 30 Jahre Oberrabbiner von Wien gewesen war, sagte mir einmal: „Es wäre schön, wenn ich jetzt in einer anderen Stadt Rabbiner werden könnte. Denn ich habe von 30 Jahren Predigten zu allen Feiertagen.“ Vielleicht darf ich noch dazusagen, dass er, als er nach Wien kam, zwar gut Deutsch konnte, aber nicht perfekt.

Also ging er in ein Übersetzerbüro und suchte einen Mann, der Ungarisch ins Deutsche übersetzen konnte. Und gleichzeitig bereit war, bei meinem Vater zu Hause auf der Schreibmaschine die Predigten zu tippen. Da dies alles bei uns zu Hause stattfand, haben wir einiges mitgekriegt. Nach drei Jahrzehnten hat sich Herr Binder – so hieß der Mann – auch in den Inhalt der Predigten „eingemischt“, was meinen Vater zu dem Ausspruch verleitete: „Herr Binder könnte schon allein Drosches schreiben.“ Das war deshalb so witzig, weil Herr Binder ein frommer Christ war.

Auch ich bereite mich auf die Drosches im Tempel vor (dieses Jahr war ich zu Rosch Haschana und Jom Kippur in Innsbruck); meistens schreibe ich nur Stichworte auf. Aber mein Traum wäre, dass ich Predigten zu einem Feiertag erst halten müsste, wenn der schon gewesen ist. Denn durch das Beten und das Zusammentreffen vieler Leute wird man inspiriert und könnte Gedanken entwickeln, die man vor dem Feiertag noch nicht hatte.

Zum Beispiel hatte ich im Jahr 1993 schon einige Predigten für Rosch Haschana und Jom Kippur fertig, als plötzlich in den Medien über den zu-

nächst noch geheimen Friedensprozess in Oslo berichtet wurde. Daraufhin habe ich einige der (guten) Predigten weggeworfen und über die Hoffnung auf den Frieden im Nahen Osten gesprochen.

Das Thema Verzeihen und sich Versöhnen ist natürlich in jedem Jahr aktuell. Aber ich möchte in diesem Zusammenhang ganz besonders ein Missverständnis aufklären, das bei vielen über den „Charakter“ des jüdischen Gottes besteht. Da höre ich oft von Christen: „Im Neuen Testament sagt unser Jesus: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst‘. Euer Gott aber ist ein rachsüchtiger Gott.“ Zunächst ist klarzustellen, dass der Ausspruch „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ schon in der jüdischen Bibel steht, Leviticus Kapt. 19, Vers 18.

Wenn Jesus also diesen Satz gesagt hat, dann hatte er ihn sicher aus dem jüdischen Religionsunterricht, den er ja fleißig besuchte.

Und wenn wir uns die Gebete zum Neujahrsfest und zum Versöhnungstag anschauen, finden wir zahlreiche Bibel- und Prophetenstellen, aus denen genau hervorgeht, dass der jüdische Gott zwar nicht blind verzeiht, aber dass es sein großer Wunsch ist, nicht zu strafen, sondern den reumütigen Sünder wieder zu umarmen.

## Drei Arten der Versöhnung

Im Talmud heißt es sogar an einer Stelle, dass ein Baal Teschuwa, ein reumütiger Heimkehrer, beim Ewigen mehr gilt als einer, der immer „brav“ war. Das soll jetzt bitte keine Aufforderung sein, zu sündigen und zu bereuen. Auch die immer Braven sind hochgeschätzt. Den anderen aber hält man zusätzlich zu gute, dass sie, obwohl sie lustvolle Sünden begangen haben, die Kraft fanden,

sich von ihnen wieder loszusagen und auf den richtigen Weg zurück zu kehren.

Ich würde gerne drei Arten der Versöhnung kurz erwähnen und vielleicht nicht über alle in gleichem Umfang etwas erzählen. Erstens kann man, wenn man rituelle Fehltritte gemacht hat, den Ewigen um Verzeihung bitten – am besten mit dem Vorsatz, es nicht mehr zu tun. Und Verzeihung geschieht. Das geht eigentlich immer, aber am besten am Versöhnungstag, weil dann so viele von uns diesen Weg gemeinsam gehen.

Dann gibt es den leider zu oft vorkommenden Streit zwischen verschiedenen Menschen. Hier sagt das Judentum: Da genügt es nicht, sich beim lieben Gott zu entschuldigen.

Sondern man muss den Versuch unternehmen, sich mit diesem Menschen zu versöhnen. Das ist schwieriger als mit dem lieben Gott. Besonders schwer ist aber, wenn ein Mensch versucht, zwei andere zu versöhnen.

Der Berditschewer Rabbi war berühmt dafür, dass er immer versuchte, Frieden zwischen Gott und den Juden zu machen. Begonnen hat er seine Karriere ganz anders.

Als er noch jung und stürmisch war, bemerkte er einmal beim Gebet, dass ein gelehrter Jude zwar inbrünstig ins Gebetbuch schaute, aber in Wirklichkeit den Text nicht sprach, sondern unverständliche Laute von sich gab. Nach dem Gottesdienst ging Rabbi Levi Jizrach zu ihm und imitierte ihn: „Baba lala dada.“ Daraufhin sagte der Mann: „Entschuldigen Sie, lieber Rabbi, ich verstehe nicht, was Sie sagen.“ Darauf der Rabbi: „Ja, aber genauso hat es geklungen, als du gebetet hast. Wahrscheinlich hat dich der liebe Gott auch nicht verstanden.“ Darauf der Mann: „Aber der liebe Gott ist

wie unser Vater, unsere Mutter. Und eine Mutter versteht, was ihr Baby will, auch wenn dieses nur brabbelt.“

Ab diesem Tag nahm sich Rabbi Levi Jizchak vor, nie ein böses Wort über einen Juden zu sagen. Sondern im Gegenteil, beim lieben Gott immer für das jüdische Volk einzutreten. Einige chassidische Geschichten über ihn sind belegt.

### Gehorsam aus Liebe

Bekanntlich dürfen Juden zu Pessach nicht nur kein Brot essen, sondern auch keines besitzen. Einmal ging es den Juden zu Pessach in Berditschew nicht sehr gut, weil die dortige Obrigkeit ihnen noch schlechter gesonnen war als sonst. Was macht ein frommer Jude da? Er geht zum Rabbi und bittet ihn, er soll zum lieben Gott beten - nicht zur Obrigkeit -, auf dass die Obrigkeit wieder besänftigt werde.

Damals war es jedem, der keine entsprechende Konzession hatte, vom Staat bei schwerster Strafe verboten, Kaffee zu besitzen. Eine Stunde vor Pessach ging der Beditschewer Rebbe zu einigen Menschen, von denen er wusste, dass sie die Kaffee-Konzession nicht hatten und fragte sie im Hinterstübchen, ob sie nicht doch ein bisschen Kaffee versteckt hatten. Einige hatten....

Dann, einige Minuten vor Pessach, ging er in das Haus einiger Juden und fragte, ob sie trotz des göttlichen Verbots nicht doch ein Stück Brot hätten.

Dann ging er in die Synagoge und betete laut, sodass es alle hören konnten: „Lieber Gott, ich war heute bei einigen Menschen, die trotz des strikten Kaffeeverbots ein wenig Kaffee versteckt hatten. Dann war ich bei den Menschen deines lieben jüdischen Volkes und bat sie um ein kleines Stückchen Brot. Aber weil sie dich lieben und dir folgen, hatte keiner von ihnen auch nur ein Krümel. Dann sei doch bitte du so lieb und gib dem fremden Herrscher Verstand und Herz, damit sie aufhören, uns zu quälen.“

Und wie endete die Geschichte? Wie durch ein Wunder oder durch die Tätigkeit des Rabbi bewirkte der Ewige in den Herzen der Obrigkeit, dass sie die Juden in Ruhe ließen - zumindest für eine kurze Zeit.

Was hat der Rabbi anders gemacht als es vielleicht andere Rabbiner gemacht hätten? Auch andere hätten zum Ewigen gebetet. Er aber hat sich für das Gebet Munition geholt...

Wir sind schon zwei Monate nach dem Neujahrsfest. Aber ich erzähle euch noch zwei Geschichten zu diesem Feiertag. Am Tag vor Jom Kippur kam ein Jude zum Rabbi Levi Jizchak und fragte ihn, wie er sich am besten verhalten sollte, um beim Ewigen Verzeihung für seine Sünden zu erlangen. Anstatt ihm zu antworten, schickte der Rabbi ihn zum Schneider der Stadt mit dem Rat, er möge es so machen wie dieser. Der Mann brachte ein Gewand zum Schneider und bat, es zu reparieren. Dieser entgegnete: „Das kann ich erst nach Jom Kippur machen, weil ich mich jetzt auf dieses Fest vorbereite.“

### Tauschgeschäfte

Mit einem Vorwand blieb der Jude im Hause des Schneiders und konnte aus einem Nebenzimmer schauen und hören, wie diese Vorbereitung ablief.

Der Schneider hatte zwei Büchlein bei sich. Zuerst öffnete er das eine und sagte: „Lieber Gott, ich habe alle meine Sünden aufgeschrieben. Ich war einige Male zu spät beim Beten, manchmal habe ich es sogar ganz verschlafen. Ich halte natürlich deinen heiligen Schabbat, aber es ist schon vorgekommen, dass ich am Freitag, wenn die Sonne untergeht, also am Beginn des Schabbats, noch nicht bereit war.“ Und so ging es weiter.

Danach nahm er das zweite Büchlein zur Hand und sagte: „Und jetzt, lieber Gott, schauen wir uns an, was du gemacht hast. Letzten Winter waren alle meine Kinder so schwer erkältet, dass

nicht einmal die Hühnersuppe Heilung brachte. Mein Pferdchen, das ich für meine Geschäftsreisen brauche, hat sich das Bein gebrochen und humpelt nun. Meine Kuh ist schon alt und gibt keine Milch mehr.“ Dann sagte er: „Lieber Gott, ich war nicht sehr brav. Aber basierend auf meinen Aufzeichnungen über uns beide biete ich dir an: Seien wir quitt.“

Der Rabbi hat den Juden zu einem Menschen geschickt, von dem man was lernen konnte.

Ein letztes Beispiel: Einmal hat der Rabbi direkt dem lieben Gott einen Handel angeboten: „Lieber Gott, ich biete dir ein Tauschgeschäft an: Wir Juden haben dir Sünden, Verfehlungen und Misstaten in großen Mengen anzubieten. Und du hast, so heißt es in den Schriften, Barmherzigkeit, Verzeihen und Verggebung im Überfluss.... Und als Vermittlungsgebühr möchte ich noch für uns alle Gesundheit, Glück und Frieden.“ Ein geschäftstüchtiger Rabbi

Im zwischenmenschlichen Friedensschließen war Aaron, der Bruder von Moses, ein Künstler. Wenn er sah, dass David und Joseph so zerstritten waren, dass sie nicht mehr miteinander redeten und auf der Straße die Seiten wechselten, wenn sie den anderen sahen, ging er zunächst zu David und sagte: „Es tut dem Joseph so leid, dass er mit dir gestritten hat.“

Er möchte sich unbedingt mit dir versöhnen.“ Dann ging er zu Joseph und sagte: „David will so gern mit dir Frieden schließen, er bereut den Streit mit dir zutiefst.“ Als Joseph und David einander das nächste Mal auf der Straße sahen, da fielen sie einander um den Hals und machten Frieden. Für Frieden darf man vielleicht ein wenig schwindeln!

Wie wir sehen waren nicht ernst die chassidischen Rabbi Friedenskünstler, sondern die gab es schon viel früher, so wie Aaron, Bruder von Mosche, und sicher auch noch früher... *nu*

Im Talmud heißt es sogar an einer Stelle, dass ein Baal Teschuwa, ein reumütiger Heimkehrer, beim Ewigen mehr gilt als einer, der immer „brav“ war.

# Autorinnen und Autoren



## Domagoj Akrap

Geboren in Zagreb, Studium der Judaistik und Slawistik, arbeitet als Kurator im Jüdischen Museum Wien und ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien.



## Marie-Theres Arnobom

ist Historikerin, Autorin, Kuratorin und Kulturmanagerin. Sie veröffentlicht Bücher und Beiträge zu zeit- und kulturhistorischen Themen, die sie als Kuratorin auch in Museen in Szene setzt. 2004 gründete sie das Kindermusikfestival St. Gilgen.



## Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 bei der Tageszeitung *Der Standard*, seine Schwerpunkte als Rezensent sind Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie. Er hat auch zahlreiche Bücher publiziert, darunter im Metro-Verlag sowie bei Styria.



## Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



## Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat, Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, langjähriger Herausgeber (bis 2017) und Autor von **NU**.



## Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexperte hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



## Eric Frey

ist Chef vom Dienst bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor.



## Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem.



## Georg Leyrer

Seit 2015 Ressortleiter Kultur und Medien, seit 2010 beim *Kurier*, seit 2001 Kulturjournalist. Zuständig für alles, nichts und die Themen dazwischen: von Kunst über Musik bis hin zur Kulturpolitik.



## Katrin Nussmayr

1990 in Graz geboren, ist seit 2014 Redakteurin im Feuilleton der Presse.



## Ronald Pohl

ist Feuilletonredakteur und erster Theaterkritiker der Tageszeitung *Der Standard*. Zahlreiche belletristische Publikationen, zuletzt im Verlag Ritter: *Kind aus Blau. Roman der Rückbildung. Ein Miles-Davis-Brevier*.



## Doris Priesching

betreut in der Tageszeitung *Der Standard* im Ressort Kommunikation/Etat die Themen Medien und Fernsehen. Die studierte Publizistin, Politologin und Germanistin schrieb Bestseller mit Erni Mangold, Christine Nöstlinger und zuletzt mit Ursula Strauss.



## Michael Reinprecht

ist Diplomat, war zuletzt European Union Fellow an der USC in Los Angeles, davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel und Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien.



## Ida Salamon

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring, Marketing und Veranstaltungsmanagement tätig.



## Regina Schilling

ist vielfach ausgezeichnete deutsche Dokumentarfilmerin, Jugendbuchautorin und seit 2001 Programmleiterin des Internationalen Literaturfestivals lit.COLOGNE.



## Andrea Schurian

Die **NU**-Chefredakteurin ist Autorin einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaften.



## Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das Magazin **NU** tätig.



## Danielle Spera

Die **NU**-Herausgeberin ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



## Simon Spiegel

ist ein schweizerisch-deutscher Filmwissenschaftler. Der Redakteur der jüdischen Wochenzeitung *Tachles* schreibt auch für die *Neue Zürcher Zeitung*, *Frame* und *Filmbulletin* und lehrt u.a. an der Universität Zürich.



## Frank Stern

ist Professor für Visuelle Zeit- und Kulturgeschichte an der Universität Wien. Schwerpunkt ist deutsch-jüdische, österreichisch-jüdische und israelische Filmgeschichte. Seit 2008 leitet er gemeinsam mit Klaus Davidowicz den Jüdischen Filmclub Wien.



## Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



## René Wachtel

lebt in Wien, ist selbständig.

## IMPRESSUM

**HERAUSGEBER  
UND MEDIENINHABER**  
Arbeitsgemeinschaft  
jüdisches Forum  
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

## STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Danielle Spera (Herausgeberin)  
Andrea Schurian  
(Chefredakteurin)  
Ida Salamon (Chefin vom Dienst)  
Vera Ribarich (Lektorat)

## SATZ & LAYOUT

Ivan Srecković  
**DRUCK**  
Riedeldruck GmbH  
Bockfließstraße 60,  
2214 Auersthal

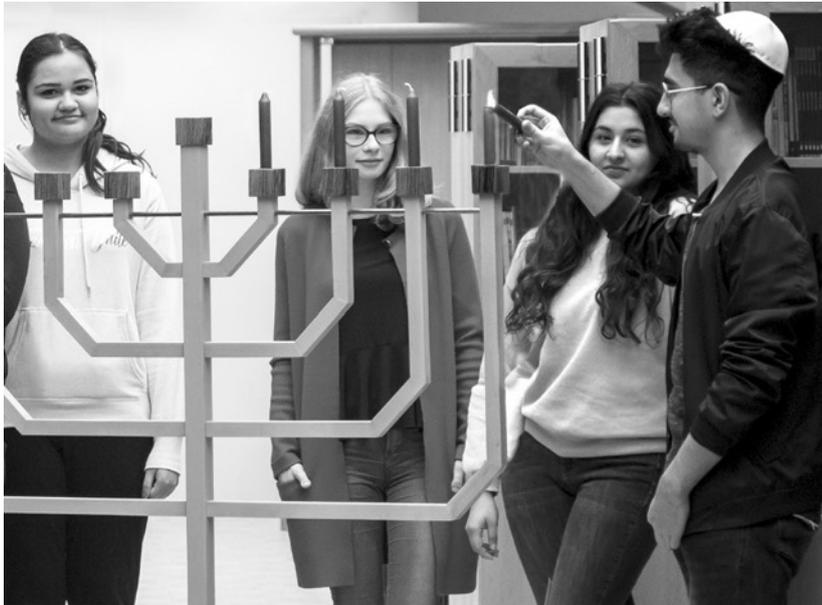
## OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft  
jüdisches Forum mit Sitz in 1010  
Wien, Gölsdorfgasse 3

Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU**  
ist ein Informationsmagazin für  
Juden in Österreich und für ihnen  
nahestehende, an jüdischen  
Fragen interessierte Menschen.

**NU** will den demokratischen  
Diskurs fördern.



www.jbbz.at  
01/33106/150

★ 20 JAHRE <sup>1902</sup>  
**JBBZ**  
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

**Der Vorstand  
und die  
MitarbeiterInnen  
des JBBZ  
wünschen  
Ihnen allen  
Chanukka Sameach!**



Anlässlich des Chanukafestes wünscht der ÖVP-Parlamentsklub allen Leserinnen und Lesern der Zeitschrift „Nu“ und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern ein schönes Fest und ein freudvolles Miteinander.

Das zu Ende gehende, wichtige Gedenkjahr hat unsere Herzen berührt und uns unsere Verantwortung einmal mehr bewusst gemacht. Möge für uns alle eine Zeit voller Friede, Versöhnung, Verständnis und Liebe kommen! Das wünschen wir uns von ganzem Herzen!

Schalom!

August Wöginger  
ÖVP-Klubobmann



© ÖVP-Klub/Sabine Klimpt

**NU wünscht allen Freunden und Bekannten  
ein frohes Chanukka-Fest**

# Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

[www.wienerzeitung.at/abo](http://www.wienerzeitung.at/abo)

**WIENER ZEITUNG** 

Zusammenhänge verstehen